

Wohnen mit Kommilitonen



WOMIKO

Sandra Walter

Persönliche Beziehungen im Studentenwohnheim

Schriftenreihe der Psychosozialen Beratungsstelle
Studentenwerk Dresden in Zusammenarbeit
mit dem Geschäftsbereich Wohnen



Studentenwerk
Dresden

ZUSAMMEN. WIRKEN.

Sandra Walter

**Persönliche Beziehungen
im Studentenwohnheim**

Vorwort

Die Schriftenreihe der Psychosozialen Beratungsstelle des Studentenwerks Dresden stellt in lockerer Reihenfolge Ergebnisse von Diplomarbeiten vor, deren empirische Schwerpunkte im Kontext der Beratung von Studierenden entstanden sind. Im Jahr 2000 wurden nach erfolgreicher Entwicklung des Praxisforschungsprojekts „Dresdner Netzwerk Studienbegleitender Hilfen“ (DNS) Teilprojekte, Seminare und Beratungsangebote in der Regelpraxis der Zentralen Studienberatung der TU Dresden und der Psychosozialen Beratungsstelle des Studentenwerks Dresden (Gründung im Jahr 2009) etabliert. In enger Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Frank Nestmann vom Lehrstuhl Beratung und Rehabilitation (Institut für Sozialpädagogik, Sozialarbeit und Wohlfahrtswissenschaften an der Fakultät Erziehungswissenschaften) werden Studierende der Sozialpädagogik über Seminare zu „Beratung“ oder/und Praxiskontakte auf die PSB im Studentenwerk aufmerksam und bei Interesse an einem unserer Themenschwerpunkte bei der Erstellung ihrer Diplomarbeit betreut.

Die Autorin des vorliegenden Heftes hat im Rahmen ihrer Diplomarbeit untersucht, inwiefern aus sogenannten „WOMIKOs“ Freunde werden können. WOMIKO heißt *„Wohnen mit Kommilitonen“* und entspricht einem Wohnkonzept des Geschäftsbereichs Wohnen im Studentenwerk Dresden. Den Studierenden wird angeboten, bei Neubezug und Umzug mit Kommilitonen zusammen zu ziehen. Dieses Angebot wird von den Studierenden sehr gern und häufig angenommen; man weiß aber nicht, was daraus für Beziehungen werden.

Mögen sie sich? Helfen sie sich? Haben sie ähnliche Interessen? Können Freundschaften entstehen? Diesen Fragen ist Frau Walter in ihren Interviews nachgegangen. Die vorliegenden Ausführungen und Ergebnisse bestätigen den Erfolg des Modellversuchs WOMIKO.

Dr. Sabine Stiehler

Leiterin der Psychosozialen Beratungsstelle/Studentenwerk Dresden
und Assoziiertes Mitglied am Lehrstuhl Beratung (Prof. Dr. Frank Nestmann)
Fakultät Erziehungswissenschaften/TU Dresden

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	4
1. Studentisches Wohnen	7
1.1 Wohnen – (mehr als) ein Grundbedürfnis des Menschen	7
1.2 „Zwischenland“ – die studentische Lebenssituation	8
1.3 Der Einstieg ins Studium und individuelle Wohnorientierungen	10
1.4 Formen studentischen Wohnens	12
1.5 Studentenwohnheime als besondere Wohnform	13
2. Persönliche Beziehungen im Studentenwohnheim	16
2.1 Definition persönlicher Beziehungen	16
2.2 Ausgewählte Faktoren – Entwicklung persönlicher Beziehungen	17
2.3 Lerngruppen im Rahmen von WOMIKO	21
2.4 Schwierigkeiten bei der Entwicklung sozialer Kontakte im Studentenwohnheim	23
3. Untersuchung Persönlicher Beziehungen im Studentenwohnheim	25
3.1 Die Untersuchungsfrage	25
3.2 Das Leitfadeninterview	26
3.3 Darstellung der Stichprobe	28
3.4 Darstellung und Auswertung der Ergebnisse	30
4. WOMIKO – Ein Erfolgsmodell!	63
Literatur- und Quellenverzeichnis	65

Einleitung

„Wo wohnen denn die Maschinenbauer?“ wurde Frau Anette Effner (Fachbereichsleiterin Vermietung im Studentenwerk Dresden) laut eines Interviews vom Februar 2011 (im DSW Journal) von den Eltern der heutigen Studierenden gefragt. So wurde der Grundstein für eine „neue alte“ Idee gelegt, nämlich das WOHNEN MIT KOMMILITONEN (WOMIKO), welches vielen dieser fragenden Eltern sicher noch aus der früheren DDR bekannt war, wo es bereits fächerbezogene Wohnheime während des Studiums gab. „Wir hörten heraus: Das wird gewünscht“, sagte Frau Effner (Effner 2011, zit. in: Bebbber 2011, S. 30).

„WOMIKO – Wohnen mit Kommilitonen“ ist ein Angebot des Studentenwerks Dresden, welches insbesondere Studienanfänger ansprechen soll. Seit Beginn des Wintersemesters 2009 gibt es dieses Projekt, bei welchem die einzelnen Wohnheime bestimmten Fakultäten bzw. Hochschulen zugeordnet sind. Den Studierenden soll dadurch die Möglichkeit gegeben werden, die eigenen Kommilitonen bereits im Wohnheim kennenzulernen und den Studienstart gemeinschaftlich zu meistern. Zudem können v.a. Studienanfänger somit von erfahrenen Kommilitonen Unterstützung erhalten. Zusätzlich stehen den Bewohnern Studierende höherer Semester im Wohnheim als Tutoren zur Seite. Das Projekt ist ein *optionales Angebot*, d.h. bei der Antragstellung für einen Wohnheimplatz entscheidet der Student, ob er WOMIKO nutzen und mit Studierenden des gleichen Studiengangs untergebracht werden möchte oder nicht (vgl. Studentenwerk Dresden 2012). Im Wintersemester 2011/2012 und Sommersemester 2012 wurde bereits zum zweiten Mal das Projekt *Wohnen mit Kommilitonen* (WOMIKO) in Kooperation zwischen dem Studentenwerk Dresden und dem Institut

für Sozialpädagogik, Sozialarbeit und Wohlfahrtswissenschaften evaluiert. Mittels unterschiedlicher Methoden (z.B. Netzwerkanalyse, Online-Fragebogen oder leitfadengestützte Interviews) wurde in kleineren „Forschungsgruppen“ untersucht, welche Auswirkungen diese Form des studentischen Wohnens auf das Leben und Studium der Studierenden hat und wie das Vermietungskonzept bisher angenommen wurde.

Zu Beginn des Seminars haben die Teilnehmer zunächst die eigenen Gedanken bezüglich der Vor- und Nachteile des Wohnmodells WOMIKO gesammelt. Insgesamt wurden die Vorteile besonders in der *sozialen Unterstützung* (z.B. „Erleichterung des Studienbeginns“, „Tipps für das Zurechtfinden an der Fakultät“, „Bildung von Lerngruppen“) und der *sozialen Kontaktaufnahme* (z.B. „schnellere Integration“, „ähnliche Interessen/Zusammengehörigkeitsgefühl“, „Freundschaften schließen“) gesehen, während sich die Nachteile vor allem auf die Umsetzung des Projektes (z.B. „Zeitaspekt bis Umstellung aller Wohnheime“) oder die Wohnheime/Wohneinheiten direkt bezogen (z.B. „keine Wahlmöglichkeiten der Mitbewohner“, „fehlender Austausch mit anderen Studiengängen“). Vor diesem Hintergrund entstanden verschiedene Forschungsfragen in den einzelnen Gruppen, die methodisch unterschiedlich aufgearbeitet wurden. Als Teilnehmerin des Forschungseminars gliederte ich mich in die Gruppe der Interviewer, die sich folgende (Untersuchungs-)Fragen stellte:

Wie gestalten sich persönliche Beziehungen in einem Studentenwohnheim, innerhalb der einzelnen Wohneinheiten und in Bezug auf das Projekt WOMIKO?

Können sich persönliche Beziehungen, z.B. in Form von Freundschaften, entwickeln?

Welche Faktoren spielen dabei eine Rolle?

Der verwendete Begriff der Beziehungsgestaltung beinhaltet dabei die Frage nach dem Zusammenleben, dem Freizeitverhalten und der sozialen Unterstützung der Mitbewohner sowie den Qualitäten der studentischen Beziehungen. Dabei wurde die Annahme formuliert, dass sowohl die räumliche Nähe als auch der gemeinsame Studiengang (und damit eventuell verbundene gemeinsame Interessen/Ähnlichkeiten) einen positiven Einfluss auf die Beziehungsbildung nehmen können, besonders im Sinne von z.B. Unterstützungsbeziehungen, funktionierenden/effektiven Lerngruppen sowie Freundschaften.

Das vom Dresdner Studentenwerk konzipierte Wohnmodell WOMIKO bildet den Rahmen dieser Arbeit, sowohl bei den theoretischen Inputs als auch in der methodischen Umsetzung, denn es wurden ausschließlich Studierende befragt, welche am Projekt teilnehmen. Anknüpfend an die eigenen Untersuchungsergebnisse bezüglich der Ausgestaltung der persönlichen Beziehungen kann und soll also zugleich auch ein Feedback an das Projekt gegeben werden.

1. Studentisches Wohnen

1.1. Wohnen – (mehr als) ein Grundbedürfnis des Menschen

Schon anhand des Sprachgebrauchs bzw. der Wortherkunft wird deutlich, dass Wohnen mehr bedeutet, als eine Behausung zu haben. Etymologisch gesehen leitet sich das Wort „wohnen“ von „gewöhnt“ bzw. „Gewohnheit“ ab und wurde ursprünglich im allgemeinen Sinne von „zufrieden sein“ verwendet (vgl. Speck 1998, S. 19). Zudem wird zum Beispiel im Englischen sprachlich nicht zwischen wohnen und leben („to live“) unterschieden (vgl. Roland 2010, o.S.).

Wohnen ist generell für jeden Menschen von Bedeutung, da jeder Mensch wohnen muss. „[Es] ist folglich ein Grundbedürfnis“ (Breckner u.a. 1981, S. 117). Ergänzend definieren Berner und Rentzsch: „Wohnen findet innerhalb eines baulichen Rahmens statt, ist eine Handlung, mit der Raum bzw. Räume belebt und gelebt werden; Wohnen ist wie alles Handeln in und mit der Umwelt aktiv und intentional“ (Berner; Rentzsch 1989, S. 29). Ein Ausdruck von Autonomie liegt in dem eigenen Mietverhältnis, durch welches Wohnen gleichfalls definiert ist wie durch das ausgeübte Hausrecht innerhalb der eigenen vier Wände (vgl. Schulze-Steinmann 2004, S. 2).

Die eigenen Räumlichkeiten gewährleisten die Befriedigung von Bedürfnissen wie Ruhe, Vertrautheit, Sicherheit, Geborgenheit und Individualität. Aktivitäten des täglichen Lebens, der Alltags- und Feiertagssituationen finden hier genauso statt wie die Möglichkeit nach Rückzug und Schutz. Grundbedürfnisse wie Essen oder Schlaf aber auch soziale Bedürfnisse (Kontakt vs. Alleinsein) werden überwiegend in der eigenen Wohnung befriedigt.

Die Wohnung – welche Müller-Teusler als einen Ort beschreibt, von dem aus man „startet“ und wieder „ankommt“ (vgl. Müller-Teusler 2008, S. 2) bringt die Identität einer Person zum Ausdruck und beinhaltet das selbstständige Verfügen über den Wohnraum und dessen Gestaltung. Darüber hinaus gestalten Räume auch Beziehungen, worauf noch eingegangen werden soll (vgl. Schulze-Steinmann 2004, S. 2).

1.2. „Zwischenland“ – die studentische Lebenssituation

Der seit den 1970er Jahren zu beobachtende und vieldiskutierte Strukturwandel der Jugendphase sowie die Herausbildung einer eigenständigen Lebenslaufphase, der „Jungerwachsenheit“, sind verbunden mit einem relativen Bedeutungszuwachs verschiedener Lebensbereiche. Neben soziokulturellen Aktivitäten und Gleichaltrigenbeziehungen zählen dazu auch das *„selbstbestimmte“ Wohnen* („unabhängig“ von der Herkunftsfamilie), die Erschließung und Aneignung von Wohnumwelten sowie die Bewältigung des Alltagslebens (vgl. Müller 1995, S. 3).

Zudem ist in den letzten vierzig Jahren das ‚alte Muster‘ der raschen Familiengründung nach dem Auszug junger Erwachsener aus der elterlichen Wohnung überholt worden. Meist füllen heute Übergangsformen die Zeit der „Jungerwachsenheit“ (vgl. Flade 1987, S. 120). Von Berner und Rentzsch wird diese Lebenslaufphase als „Zwischenland“ betitelt – eine Situation des ‚Nicht mehr – aber noch nicht – und doch schon‘. Student zu sein heißt demnach, sich in einem solchen „Zwischenland“ zu befinden. Die Existenz in jener Phase umfasst alle Bereiche der studentischen Lebenssituation. Die *drei* wichtigsten Momente der sozialen und psychischen Lage der Studierenden werden im Folgenden angeführt.

Die Studienzeit ist formal und inhaltlich eine Übergangszeit. Schon in der formalen Definition dieser Zeit durch Verwaltungsakte (Immatrikulation und Exmatrikulation) wird der Übergangscharakter der Studienzeit deutlich. Gesellschaftlich definiert ist diese Zeit als Ausbildungszeit, wodurch sie von vornherein als eine Durchgangsphase verstanden wird, deren Ende inhaltlich (z.B. durch Studienpläne) und zeitlich bestimmt ist. Das „Student-Sein“ ist ein Lebensabschnitt, dem ein Ende immanent ist (vgl. Berner; Rentzsch 1989, S. 39f.).

Für die Persönlichkeitsentwicklung bedeutet die Studienzeit eine Phase der Ablösung und Neu- bzw. Umorientierung. Sie bringt die Ablösung von der vertrauten Umwelt (z.B. Eltern/Freundeskreis, Lebensstrukturen, soziale Verhaltensnormen des heimatlichen Umfeldes) und damit zwangsläufig eine Neuorientierung mit sich.

Student zu sein heißt, sich zwischen Abhängigkeit und Selbstständigkeit zu befinden. Der studentische Handlungsspielraum ist gleichsam durch ein großes Maß an Selbstständigkeit als auch an Abhängigkeiten bestimmt. Innerhalb eines vorgegebenen Rahmens hat der Einzelne somit individuelle Handlungsfreiheiten. Für die Herausbildung einer Struktur ist der Studierende selber zuständig. Zusammengefasst ist die relativ „offene“ (Lebens-) Situation Studierender somit geprägt durch:

- die Absehbarkeit eines Lebensabschnittes,
- nicht von außen bestimmte Lebensinhalte,
- einen relativ frei wählbaren Tagesablauf.

Dies führt zu einer erhöhten Umwelttoleranz. Studierende haben eine höhere Frustrationsschwelle in Bezug auf die Wohnsituation bzw. eine größere Umweltelastizität (vgl. Berner; Rentzsch 1989, S. 31).

1.3. Der Einstieg ins Studium und individuelle Wohnorientierungen

Mit dem Beginn eines Studiums müssen sich die angehenden Studierenden zunächst entscheiden, ob sie weiterhin im Elternhaus bleiben oder von zu Hause ausziehen. Diese Freiwilligkeit entfällt, wenn sich der Ort des Studierens sehr weit entfernt von der Heimat bzw. der elterlichen Wohnung befindet und ein Aus- bzw. Umzug unumgänglich wird. Zum anderen ist die „Jungerwachsenheit“, in welcher sich die angehenden Studierenden befinden, als eine Lebensphase definiert, in der eine Fülle von Umbrüchen in der Lebensführung stattfindet. So wird u.a. erwartet, dass sich die jungen Menschen in dieser Zeit von der Herkunftsfamilie lösen und zunehmend auf eigenen Beinen stehen. Eine wichtige Dimension in diesem geforderten Verselbstständigungs- und Ablösungsprozess ist die räumliche Trennung von den Eltern (vgl. Lenz; Wagner 1995, S. 79). Die Aufnahme eines Studiums kann diesen Übergang schaffen und einen ersten Schritt in die Selbstständigkeit bedeuten. Der Beginn des Studiums ist jedoch schwierig, da die lokale und soziale Umgebung unbekannt und fremd ist. In der Regel bestehen anfänglich keine sozialen Kontakte und die universitären Verhaltensweisen sind ungewohnt und eher ab- bzw. erschreckend (vgl. Wagner 1977, S. 21f.).

Dies kann einen Wunsch bzw. die Suche nach Unterstützung bei der Bewältigung dieser neuen Situation bedingen. Nestmann formuliert, dass der Einbezug anderer Menschen in die Bewältigung von solchen Stresssituationen, „d.h. Situationen, für die nicht sofort ein adäquates Bewältigungsmuster oder -repertoire zur Verfügung steht und die daher zu Belastungs- und Angstgefühlen führen können“ (Nestmann 1988, S. 3f.), zur Problembewältigungskompetenz dazu gehöre. Das Projekt WOMIKO wurde besonders aus diesem Aspekt heraus vom Studentenwerk Dresden initiiert. Die

gegenseitige Hilfe und damit die individuelle Problembewältigung – v.a. bei Studienanfängern – kann begünstigt werden.

Warum eine Person sich für diese oder jene Wohnform entscheidet, hat viele Einflussfaktoren. Bezüglich der spezifischen Anforderungen an die studentische (Lebens-)Situation unterscheiden Berner und Rentzsch dabei in *instrumentelle* und *kommunikative Wohnorientierung*. Die jeweilige Wohnorientierung führt zur Auswahl und Gewichtung von Ansprüchen an die Wohnbedingungen. Diese Ansprüche spiegeln also wohnbezogene Identitätsbedürfnisse wider.

Eine *instrumentelle* Wohnorientierung ist charakterisiert durch eine starke Arbeits- und Studienbezogenheit, d.h. das Studium soll möglichst zügig und mit bestmöglichem Erfolg bewältigt werden. Wohnen dient dabei v.a. als Instrument zur Erreichung dieses Ziels und konzentriert sich folglich eher auf den funktionalen Aspekt der Arbeitsmöglichkeiten bzw. -bedingungen in einer Wohnsituation. Insgesamt zielt die instrumentelle Wohnorientierung auf ein eher versorgungsorientiertes, nicht auf ein selbstorganisiertes Wohnen. Unter diesem Aspekt der Fremdorganisation des Wohnrahmens erscheinen z.B. die Wohnsituationen „Untermieter“ oder „Elternwohnen“ sowie zum Teil auch „Studentische Wohnheime“ als angemessen und entsprechend bedürfnisbefriedigend bzw. „erfolgswirksam“.

Eine *kommunikative* Wohnorientierung betont hingegen den sozialen Aspekt des Wohnens, d.h. die Wohnsituation dient der individuellen Persönlichkeitsentwicklung, welche i.d.R. eine Auseinandersetzung mit anderen Personen inkludiert. Der berufsbezogene Aspekt der Studienzeit verschwindet dabei nicht, tritt aber in den Hintergrund. Wohnen soll eine aktive Auseinandersetzung mit der sozialen und räumlichen Umwelt sowie deren bewusstes Gestalten darstellen. Der kommunikativen Wohnorientierung entsprechen kollektive Wohnformen, insbesondere die studentische

Wohngemeinschaft, sowohl auf dem allgemeinen Wohnungsmarkt als auch innerhalb eines Studentenwohnheims. Diese Wohnorientierungen treten zudem selten in Reinform auf und können sich im Laufe des Studiums verändern (vgl. Berner; Rentzsch 1989, S. 66ff.).

1.4. Formen studentischen Wohnens

In der 19. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks wird zwischen folgenden studentischen Wohnformen unterschieden: Wohnen bei den Eltern, im Studentenwohnheim, zur Untermiete, in einer Wohngemeinschaft, allein in einer Wohnung, mit Partner/in in einer Wohnung (vgl. Deutsches Studentenwerk 2010). Die Verteilung der Studierenden in Deutschland auf die genannten Wohnformen ist in der folgenden Tabelle dargestellt:

Studierende nach Wohnform (in %)	2006	2009
Eltern	23	23
Studentenwohnheim	11	12
Untermiete	1	2
WG (freier Wohnungsmarkt)	25	26
Wohnung allein	20	17
Wohnung mit Partner/in	20	20

Tab. 1: Studierende nach Wohnformen in % nach der 19. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks (2010)

Ersichtlich wird, dass 2009 37% der Studierenden in einer Miet- oder Eigentumswohnung leben, welche alleine (17%) oder mit Partner/in (20%) bewohnt wird. Ein Viertel der Studierenden bleibt in der elterlichen Wohnung.

Die am häufigsten angegebene Wohnform ist die Wohngemeinschaft mit 26% aller Studierenden. 12% der 2009 Befragten ziehen in Wohnheime, die nach ihrer baulichen Anlage und Ausstattung zur Unterbringung von Studierenden bestimmt sind und somit nicht dem allgemeinen Wohnungsmarkt zur Verfügung stehen (vgl. Ruhnke 2009, S. 20). Zur Untermiete wohnen nur 1% der Studierenden (vgl. Stürzer; Koch 2012, S. 129).

Vergleichend lassen sich für die Jahre 2006 und 2009 kaum gravierende Veränderungen konstatieren: Der Anteil derjenigen, die 2009 allein in einer angemieteten Wohnung leben, ist um drei Prozent auf 17% zurückgegangen. Etwas häufiger als 2006 wohnen Studierende hingegen in einem Wohnheim (12% vs. 11%) oder einer Wohngemeinschaft (26% vs. 25%).

1.5. Studentenwohnheime als besondere Wohnform

Studentenwohnheime sind definiert als „gesellschaftliche Bauten an Universitäten, Hoch- und Fachschulen, in denen die Studierenden während ihres Studiums Unterkunft und Entspannung finden und in denen zugleich günstige Bedingungen für eine konzentrierte geistige Arbeit im Rahmen des Selbststudiums sowie die Entwicklung des geistig-kulturellen und fachlichen Gemeinschaftslebens möglich sind“ (Hoffmann 1976, S. 23).

Der Übergangs- und Durchgangskarakter der studentischen Zeit kann auf die Wohnform „Wohnheim“ übertragen werden: Wichtig für die Bewohner ist einerseits der Studentenstatus, um überhaupt Anspruch auf einen Wohnheimplatz zu haben und andererseits ist eine Höchstwohndauer festgelegt, die zumeist mit der Regelstudienzeit endet. Eine Besonderheit dieser Wohnform ist also, dass die Ambivalenz des studentischen „Zwischenlandes“ nicht nur widerspiegelt, sondern auch so definiert wird (vgl. Berner; Rentzsch 1989, S. 54f.).

Für den Studenten ist das Wohnheim ein „Platz der Alltäglichkeiten“. Es ist der Ort, an dem die fundamentalen Bedürfnisse Essen, Schlaf und Erholung befriedigt werden. Das bedingt einerseits einen Hang zur Nüchternheit und pragmatischem Denken, andererseits ist ein wesentliches spezifisches Charakteristikum des Studenten im Wohnheim auch, dass er in enger Gemeinschaft mit meist Gleichaltrigen lebt. So ermöglicht diese Wohnform ständige Kontakte mit Studierenden (und im Projekt WOMIKO speziell mit Studenten der eigenen Studienrichtung), wodurch sich mit anderen ausgetauscht oder diskutiert werden kann (vgl. Hoffmann 1976, S. 31f.). Für ein erfolgreiches Studium können somit bedeutende Vorteile gewonnen werden (vgl. Schauer; Starke 1987, S. 244f.).

Zudem wird das Verantwortungsbewusstsein der Studenten gestärkt, denn hinter der Integration in eine Wohngemeinschaft innerhalb eines Studentenwohnheims steht kein Zwang, sondern sie basiert auf Freiwilligkeit und schafft damit Verantwortung. Die Studierenden lernen in der Gemeinschaft des Zusammenwohnens ein Prinzip des wissenschaftlichen Lebens kennen: Eigenverantwortung und Selbstverwaltung (vgl. Sächsisches Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst 1995, S. 7ff.). So definiert Neidhardt das Wohnheim insgesamt als „einen mehr unbewusst, aber tief prägenden Sozialisations- und Personalisationsfaktor“ (Neidhardt 1963, zit. in: Hoffmann 1976, S. 12; Anpassung: S. W.), der – durch weitgehend jugendliche Wohnbeziehungen – vielfältige Kontakte und Lebensformen sowohl fordere als auch übe.

Neben diesen gemeinschaftlich-sozialen Aspekten steht auch das erfolgreiche Absolvieren des Studiums, welches das Studentenwohnheim gewährleisten soll. In ihren Wohnunterkünften absolvieren die Studenten teilweise Selbststudium sowie gemeinsames Lernen innerhalb von Gruppen. Die Wohnbedingungen (z.B. die Größe des zur Verfügung stehenden Raumes,

die Anzahl der Mitbewohner usw.) bestimmen also die Arbeitssituation der Studienzeit mit (vgl. Hoffmann 1976, S. 22).

Anknüpfend an diese Bedingungen kann der Student im Wohnheim zwischen unterschiedlichen *Wohnformen* wählen: In Dresden reicht die Bandbreite der Wohnformen vom eigenen Zimmer an einem langen Flur mit einer gemeinsamen Küche und gemeinsamer Sanitäreinrichtung über verschieden große Appartements bis hin zu Gruppenwohnungen. So gibt es z.B. Einzelappartements, Wohneinheiten mit zwei bis acht Einbettzimmern oder auch Maisonette-Wohnungen (vgl. Studentenwerk Dresden 2011).

Im Jahr 2010 sind nach einer Umfrage des Dresdner Studentenwerks 40% der Wohnheimbewohner in Einzelzimmern in 4er-WGs (oder größer) untergebracht. 20% der Befragten nutzen ein Einzelappartement. Ein Einzelzimmer innerhalb einer 2er-WG (17%) oder einer 3er-WG (8%) bezog ein Viertel der Dresdner Studenten (vgl. Studentenwerk Dresden 2010).

Eine einschlägige Besonderheit, die bei der Wohnform Wohnheim gesehen wird, ist die zumeist „fremdbestimmte“ bzw. zufällige Zusammensetzung der Mitbewohner. Eine Art „künstliches Konstrukt“, in welchem man die Mitglieder der Wohngemeinschaft zum ersten Mal sieht und kennenlernt. Sympathien können nach und nach entstehen, sind aber eben nicht die Basis für ein gemeinschaftlich beschlossenes Zusammenziehen (vgl. Berner; Rentzsch 1989, S. 136). Diese „Zufälligkeit der Mitbewohner“ in Verbindung mit der räumlichen Nähe, findet vor allem im Hinblick auf die Untersuchungsfrage der vorliegenden Arbeit Berücksichtigung, als ein möglicher Faktor für die Entstehung von sozialen Kontakten bzw. persönlichen Beziehungen.

2. Persönliche Beziehungen im Studentenwohnheim

Soziale Kontakte zu anderen Studierenden bzw. zu den Mitbewohnern herzustellen, ist einer der Hauptwünsche, die die Wohnform Studentenwohnheim erfüllen soll (vgl. Berner; Rentzsch 1989, S. 129). So geben auch 95,5% der im letzten Wintersemester befragten WOMIKO-Teilnehmer als Hauptintention für ihre Teilnahme am Projekt und den Einzug ins Wohnheim den Wunsch nach Kontakten zu den eigenen Kommilitonen an (vgl. Nestmann, Kupfer; Simon 2011, S. 2).

2.1. Definition „Persönlicher Beziehungen“

Die Grundlage menschlicher Sozialität als auch sozialer Integration sind persönliche Beziehungen. Sie prägen das Leben jedes einzelnen Menschen und tragen zur Entwicklung einer individuellen Persönlichkeit bei. Persönliche Beziehungen können vielfache Formen bzw. Gestalten annehmen und sowohl fördernd, hilfreich und schützend als auch einschränkend und belastend wirken. Im Laufe des Lebens verändern sie sich in ihren maßgeblichen Inhalten, Funktionen, Strukturen und Qualitäten (vgl. Lenz; Nestmann 2009, S. 9).

Alle persönlichen Beziehungen sind nach Badura für die „Entwicklung und Wandlung unseres Denkens und Handelns, für die Erhaltung von Identität und Motivation, für psychische Stabilität und Lebenszufriedenheit von zentraler Bedeutung“ (Badura 1981, S. 21).

Hildenbrand beschreibt die Personen innerhalb einer persönlichen Beziehung als nicht austauschbar. Ein (dauerhaftes) Ausscheiden einer Person würde das Ende der Beziehung nach sich ziehen. Einen Personalwechsel erlaubt die persönliche Beziehung nicht, sondern kann unter dieser

Gegebenheit nur durch eine neue persönliche Beziehung abgelöst werden (vgl. Hildenbrand 2009, S. 10). Damit sind persönliche Beziehungen durch das Moment der *personellen Unersetzbarkeit* geprägt (vgl. Lenz; Nestmann 2009, S. 10). Ergänzend werden dazu die *Fortdauer-Idealisierung*, das *Vorhandensein eines persönlichen Wissens*, eine *emotional fundierte gegenseitige Bindung der Beziehungspersonen* und eine *ausgeprägte Interdependenz* als Merkmale persönlicher Beziehungen benannt und beschrieben. Ein weiterer wichtiger Aspekt persönlicher Beziehungen, dass diese keineswegs auf Familienkonstellationen beschränkt sind (vgl. ebd., S. 11f.). Durch die „Zufälligkeit der Mitbewohner“ innerhalb der Wohneinheiten in Studentenwohnheimen verhält es sich in dieser „zugewiesenen“ Mitbewohner-Konstellation ähnlich wie bei Beziehungen zwischen Arbeitskollegen oder Nachbarn. Diesen Beziehungsarten ist gemeinsam, „dass Menschen durch äußere Umstände zusammengebracht werden, sie müssen sich über das Leben in einem geteilten Umfeld einigen und entwickeln dabei mehr oder weniger viel Sympathie für den anderen“ (Heidbrink u.a. 2009, S. 84).

2.2. Ausgewählte Faktoren – Entwicklung persönlicher Beziehungen

Ob sich aus flüchtigen Kontakten innerhalb eines Studentenwohnheims persönliche Beziehungen entwickeln, wird maßgeblich von den Wohnbedingungen, aber auch von personenbezogenen Bedingungen beeinflusst (vgl. Richter 2004, S. 155).

2.2.1. Nähe

„Ganz allgemein verbindet die Grenze zwei Elemente gerade dadurch, dass sie sie trennt“ (Hollstein 2001, S. 81; Anpassung: S. W.). Die Wahrscheinlichkeit, den im Nebenzimmer Wohnenden „anzutreffen“, ist sehr hoch. Ob und wie sich daraus ein Miteinander entwickelt, ist wiederum von weiteren Faktoren abhängig. Bereits 1908 definierte Simmel eine *Grenze als Raum- aspekt* als „Ausdruck einheitlichen Verhältnisses zwischen zwei Nachbarn, für das wir keinen ganz einheitlichen Ausdruck haben, und das wir etwa als den Indifferenzzustand von Defensive und Offensive bezeichnen können, als einen Spannungszustand, in dem beides latent ruht, mag es sich nun entwickeln oder nicht“ (Simmel 1908, zit. in: Hollstein 2001, S. 81). Die Nähe bzw. der Raum wird hier als ein Faktor beschrieben, der in bestimmter Weise auf das Verhältnis (oder die Beziehung) zwischen zwei (oder mehr) Personen einwirkt.

„Die Wirkung ‚gebauter Umwelten‘ auf Verhalten ist insgesamt eher indirekt: Sie stellt den Rahmen für mögliche Interaktion dar“ (Heidbrink u.a. 2009, S. 103). So können sich eine Gruppenbildung und das damit verbundene Zusammengehörigkeitsgefühl allein schon aus der Nahwohnerschaft ergeben, obwohl alle Mitbewohner „zusammengewürfelt“ und sich einander eigentlich fremd sind (vgl. Berner; Rentzsch 1989, S. 141). Diesen Effekt bezeichnet man in der Sozialpsychologie als Propinquity- oder Nähe-Effekt (vgl. Jonas u.a. 2007, S. 336).

In Bezug auf die Entwicklung persönlicher Beziehungen lässt sich konstatieren: Je häufiger sich Menschen treffen und sich so einander nahe sind, desto besser lernen sie sich kennen. Dies wiederum steigert die Wahrscheinlichkeit, dass sie sich gegenseitig schätzen lernen. Da die Kontakthäufigkeit von der räumlichen Nähe abhängt, ist es somit wahrscheinlicher, dass sich

Freundschaften unter Menschen bilden, die nahe beieinander wohnen (vgl. Heidbrink u.a. 2009, S. 28). Die räumliche Nähe steht in Verbindung mit der – als Besonderheit von Studentenwohnheimen herausgestellten – *Zufälligkeit der Mitbewohner*, denn mit *wem* die Studierenden sich einen gemeinsamen Wohnraum teilen, stellt sich zumeist erst bei ihrem Einzug heraus.

Die Wohnheimbewohner-Konstellationen weisen also sowohl Merkmale von Freiwilligkeit als auch von Zufälligkeit auf. Simmel bezeichnet diese Aspekte auch als *nicht gewählte Assoziationen*, zu denen er z.B. die Familie und Nachbarschaft zählt, *gegensätzlich zu den freiwilligen Assoziationen*, wie beispielsweise Freundschaften und Zweckverbände. Eine Entwicklung von „äußerlichem Zusammensein“ hin zu freiwilligen und auf „inhaltlichen“ Kriterien gegründeten Beziehungen sei möglich (vgl. Simmel 2001, S. 94f.). Was Simmel bereits 1908 noch relativ abstrakt formulierte, spezifizierten zum Beispiel Heidbrink u.a.: „Aus oberflächlichen Beziehungen können intensive werden, aus aufgabenorientierten sozio-emotionale usw. – und umgekehrt“ (Heidbrink u.a. 2009, S. 14).

Dem eben beschriebenen Phänomen kann jedoch auch entgegen gesetzt werden, dass es durch die so „erzwungene“ und ungewohnte Nähe eng werden kann – räumlich und dadurch auch emotional. Prallen die unterschiedlichen Gewohnheiten und Einstellungen der einzelnen Mitbewohner aufeinander, sind *Spannungen und Konflikte* eine mögliche Folge (vgl. Focus online 2011). Eine gewisse Dauer von räumlicher Nähe könnte Beziehungen einerseits in ihrer Intensität steigern, andererseits besonders enge auch abschwächen, weil „Idealisierungen“ nicht mehr möglich sind. Bei fehlender äußerer Distanz besteht zudem die Gefahr unangemessener Intimitäten und „Übereilungen“ und „Heftigkeiten“ werden wahrscheinlicher (vgl. Simmel 2001, S. 84). Kommt es zu sozialen Konflikten, ist die Nähe von Nachteil, weil man sich nicht aus dem Weg gehen kann (vgl. Heidbrink u.a. 2009,

S. 104). Die einzige räumliche Grenze innerhalb einer gemeinschaftlich genutzten Wohnung ist meist nur eine Zimmertür, hinter die man sich zurückziehen kann, so dass die Privatsphäre nicht selten zum kritischen Punkt wird. Zwischen den Mitbewohnern sind daher eine offene Verständigung über Störungen sowie geteilte Regeln des Zusammenwohnens insbesondere der Haushaltsführung – wichtig (vgl. Argyle; Henderson 1986, S. 369). Die Überwindung von Entfernungen kann allgemein als *Kostenfaktor* für die Bereitstellung sozialer Unterstützung betrachtet werden, d.h. dass sich kürzere Wege positiv auf praktische Hilfeleistungen auswirken können. Räumliche Nähe ist daher insbesondere für die Hilfe bei alltäglichen kleinen Gefälligkeiten von Bedeutung sowie in Notsituationen, in denen eine sofortige Hilfe unabdinglich ist. Bezüglich dieser beiden Szenarien lässt sich eine zentrale Stärke von Nachbarschaftsbeziehungen konstatieren, die auf der Möglichkeit zur schnellen Reaktion gründet (vgl. Diwald 1991, S. 105; Hollstein 2001, S. 126).

Zusammengefasst ermöglicht räumliche Nähe also einen häufigen Kontakt und fördert Intimität. Andererseits kann (zu viel) räumliche Nähe auch Abgrenzung fördern oder Konflikte hervorrufen (vgl. Hollstein 2001, S. 110).

2.2.2. Homogenität bzw. Ähnlichkeit

Obwohl sich Beziehungen über die Zeit hinweg auch ändern können, hat die Wahlfreiheit in jedem Fall zur Folge, dass Beziehungen in stärkerem Maße nach dem Kriterium der inhaltlich-sachlichen Gleichheit oder Homogenität geknüpft werden (vgl. Hollstein 2001, S. 96). Gefördert werden engere Bindungen durch homogene soziale Bedingungen bezüglich des sozialen Status und der Lebensphase (vgl. ebd., S. 103). Simmel sieht die Ursachen für Einigkeit in der Geschlechts-, Alters- und Statushomogenität begründet und

beschreibt, dass Gleichheit bezüglich solcher „allgemeinen Merkmale“ Beziehungen wahrscheinlicher macht (vgl. Simmel 2001, S. 97). Dies findet sich in den Wohnheimen primär dadurch, dass man als Bewohner den Status „Student“ hat, was auf jeden innerhalb des Wohnheims zutrifft. In den WOMIKO-Wohngemeinschaften bzw. in den WOMIKO-Wohnheimen „steigert“ sich dies noch, da man sogar den gleichen Studiengang besucht, was somit über den Studentenstatus hinaus auch ein gemeinsames („ähnliches“) Interessenfeld wahrscheinlich macht.

Auch bei der Bildung sozialer Gruppen spielen Situationsgleichheiten eine wichtige Rolle, denn Menschen, die den gleichen äußeren Bedingungen ausgesetzt sind, finden ebenso wie solche mit gleichen Leiden schnell eine Basis, Kontakte aufzunehmen und zu vertiefen. Innerhalb einer Wohngemeinschaft können sich beispielsweise zwischen den Mitbewohnern soziale Kontakte aus der Nähe und der Kontakthäufigkeit heraus bilden, die sich u.U. festigen und vertiefen, wenn gleiche Interessen und Vorlieben, Sprache und Herkunft vorhanden sind (vgl. Waszkewitz 2006, S. 162). Festzuhalten bleibt, dass engere nachbarschaftliche Bindungen besonders durch Homogenität gefördert werden, wenn es außer der räumlichen Nähe noch andere Gemeinsamkeiten gibt (vgl. Fischer 2001a, S. 127).

2.3. Lerngruppen im Rahmen von WOMIKO

Der Projektkonzeption von WOMIKO ist immanent, das Zusammenwohnen der Studenten als eine Gelegenheit sowie einen Raum wahrzunehmen, um gemeinsam mit seinen Kommilitonen lernen zu können. Nach den Einteilungen von Lickel u.a. wird eine Lerngruppe als aufgabenbezogene Gruppe angesehen, die definiert ist durch eine hohe Interaktion und ein gemeinsames Ziel (vgl. Lickel u.a. 2007, S. 415). Hennig bringt Lerngruppen auch als

ein Beispiel für informelle Gruppen an. „Sie entstehen spontan und setzen sich ihre Ziele selbst, sie sind nicht fest organisiert und daher nicht an eine von außen festgesetzte Struktur oder Ordnung gebunden“ (Henning 2004, S. 8). Diese Abwesenheit von formellen Strukturen heißt aber nicht, dass in solchen Gruppen keine klare Rollenverteilung existiert, beziehungsweise dass jeder einfach der Gruppe beitreten kann (vgl. ebd., S.8).

Warum bilden sich (Lern-)Gruppen? Hogg formuliert, dass individuelle Ziele nur in Kooperation mit anderen realisiert werden können und Personen deshalb eine Gruppe aufsuchen. Es sind dann nicht zwingend persönliche Beziehungen, die zur Bildung einer Gruppe führen, sondern eine Zielerreichung durch Zusammenarbeit. Geprägt ist diese Zusammenarbeit durch gegenseitige Abhängigkeit und kooperative Interaktion. Die angestrebte Bedürfnisbefriedigung spiegelt sich demnach auch in der Wahrnehmung der anderen Gruppenmitglieder als Quelle dafür wider (vgl. Hogg 2009, S. 102). Rechtien ergänzt zudem, dass sich darauf basierend aus interpersonellen Beziehungen persönliche Beziehungen entwickeln können (vgl. Rechtien 2009, S. 102). Diese Aussage erscheint interessant im Hinblick darauf, ob sich innerhalb einer sozialen Gruppe (wenn eine Wohngemeinschaft eine solche bildet) die Beziehungsebene der Mitglieder „verändern“ kann. Wenn die gemeinsamen Interaktionen eine gewisse Dauer oder Regelmäßigkeit aufweisen, können sich durch das gegenseitige Kennen möglicherweise Sympathien entwickeln, die neben der Aufgabenbezogenheit innerhalb der Gruppe bestehen und darüber hinaus zu persönlichen Beziehungen – z.B. in Form von Freundschaften – führen.

2.4. Schwierigkeiten bei der Entwicklung sozialer Kontakte im Studentenwohnheim

Die Größe der Wohnheime – Anonymität durch Überfluss?! Die modernen Studentenwohnheime in Dresden haben eine Größenordnung von etwa 200 - 300 Wohnheimplätzen (vgl. Studentenwerk Dresden 2011). Darüber hinaus sind Heime oft in Komplexen angeordnet und zum Teil zu regelrechten „Wohnheimstädten“ vereint. Das kann für den einzelnen Studenten Kommunikationsprobleme schaffen, auch wenn dies ziemlich paradox klingt. Es entsteht gewissermaßen ein Überangebot an personaler Kommunikation, das einen – auch nur passiven – Kontakt des Wohnheimstudenten mit *jedem* anderen Mitbewohner praktisch unmöglich macht. Ein „Wir-Gefühl“ bezogen auf ein komplettes Wohngebäude geht nach Hoffmann im Massenbetrieb des modernen Wohnheims weitgehend verloren (vgl. Hoffmann 1976., S. 33).

Fluktuation in Wohnheimen. Der Personenbestand eines Wohnheims ist sehr dynamisch. Im Zusammenhang mit der zeitlichen Begrenzung der Studiendauer verlässt ca. ein Viertel aller Bewohner jedes Jahr das Wohnheim (wobei die gleiche Anzahl wieder neu aufgenommen wird). Zeitliche Möglichkeiten zur Stabilisierung einer „Binnenstruktur“ sind kaum gegeben (vgl. Hoffmann 1976., S. 33). Die *Dauer* des Verbleibs (von einem selbst sowie von den Mitbewohnern) kann als wichtiger Einflussfaktor für die Dichte sozialer Kontakte verstanden werden. Eine „kurze“ antizipierte Dauer kann unterschiedlich auf die Offenheit gegenüber den Nachbarn wirken: Einerseits kann diese befördert werden, weil ein „geringes Risiko“ bezüglich möglicher „Folgen“ vorhanden ist. Umgekehrt mag gerade die Kürze Kontakte behindern, weil es sich aus Sicht der Betroffenen nicht „lohnt“ (vgl. Hollstein 2001, S. 127).

Fehlende Gemeinschaftsräume. Es sollte ein geeigneter Ort/Raum vorhanden sein, der entsprechende Gelegenheiten zu Kontakten ermöglicht. In den Studentenwohnheimen ist dies meist die Küche – wie sich auch in der vorliegenden Untersuchung zeigte – obwohl sie trotz des gemeinschaftsbildenden Charakters kein Gemeinschaftsraum im eigentlichen Sinne ist (vgl. Berner; Rentzsch 1989, S. 142). Ein Gemeinschaftsraum ermöglicht eine Zusammenkunft, in dem die Kommunikation von allen mit allen bewusst gesucht wird, d.h. man kann sich dieser auch entziehen. Die in Gemeinschaftsräumen stattfindende Kommunikation wird getragen von dem Bedürfnis nach Nähe, sozialen Kontakten, vielleicht auch nach Selbstwahrnehmung. Dafür hat sich der Gemeinschaftsraum bewährt. Fehlen diese Räumlichkeiten oder werden sie als „ungemütlich“ empfunden und deshalb selten oder gar nicht aufgesucht bzw. genutzt, so kann sich das Knüpfen sozialer Kontakte erschweren (vgl. Reggentin; Dettbarn-Reggentin 2006, S. 156).

3. Untersuchung Persönlicher Beziehungen im Studentenwohnheim

3.1. Die Untersuchungsfrage

Die im Forschungsseminar sowie speziell im Rahmen der eigenen Arbeitsgruppe entstandenen Untersuchungsfragen, welche in der vorliegenden Arbeit beleuchtet werden, lauten:

- *Wie gestalten sich persönliche Beziehungen in einem Studentenwohnheim, innerhalb der einzelnen Wohneinheiten und in Bezug auf das Projekt WOMIKO?*
- *Können sich persönliche Beziehungen, z.B. in Form von Freundschaften, entwickeln?*
- *Welche Faktoren spielen dabei eine Rolle?*

Diese Fragestellung inkludiert dabei folgende Annahmen:

- Persönliche Beziehungen *entwickeln* sich.
- Wichtige Faktoren für die Entwicklung persönlicher Beziehungen sind sowohl Nähe als auch Homogenität.
- Führen Nähe und Homogenität zu Sympathie, dann können sich auch persönliche Beziehungen – wie beispielsweise Freundschaften entwickeln.
- Speziell: Das Wohnen mit Kommilitonen schafft dabei eine Basis für gleiche Interessen, die durch die Immatrikulation im gleichen Studiengang bedingt sind.

Als Voraussetzungen für die Auswahl der Probanden im Hinblick auf die Untersuchungsfragen gelten folgende Kriterien:

- Die Probanden wohnen mit mindestens einer weiteren Person zusammen in einer Wohneinheit, welche ab einer Anzahl von zwei Studierenden als Wohngemeinschaft definiert wird.
- Die Probanden sind Studierende, die am Projekt WOMIKO teilnehmen.
- Die Probanden wohnen mindestens seit einem Semester in ihrer Wohneinheit.
- Die Probanden motiviert bewusst die Konzeption des Projektes und das damit verbundene Interesse daran zur Teilnahme.

3.2. Das Leitfadeninterview

Unter Verwendung der Methode des Leitfadeninterviews wurde angestrebt, dass sowohl durch den Interviewten als auch durch den Interviewenden Strukturierungen bewirkt werden können. Der Leitfaden fungiert als Orientierungsrahmen und wird flexibel gehandhabt. Dies ermöglicht, dass zum einen vorab festgelegte Themen angesprochen und gleichsam durch das Prinzip der Offenheit auch unerwartete Relevanzsetzungen nicht unterbunden werden.

Der Leitfaden ist in einer gemeinschaftlichen Zusammenarbeit mit vier weiteren Kommilitonen aus dem Forschungsseminar „Evaluation des Projektes WOMIKO“ entstanden. Die Themenbereiche des Leitfadens resultieren aus der Fragestellung der Untersuchung und der Auseinandersetzung mit dem theoretischen Bezugsrahmen. In die Entwicklung des Leitfadens sind sowohl theoretisches Vorwissen über das Projekt WOMIKO und des-

sen Konzeption als auch über sozialpsychologische Aspekte oder Faktoren der Beziehungsentwicklung eingeflossen. Zusätzlich wurde ein Kurzfragebogen verwendet, der aus der Methode des problemzentrierten Interviews übernommen wurde, um die soziodemografischen Daten der interviewten Personen zu erhalten (vgl. Witzel 1989, S. 236).

Um die Sichtweise auf das subjektive Erleben des gemeinschaftlichen Wohnens sowie den Einfluss des Projektes WOMIKO auf das Miteinander erfahren zu können, enthielt der Leitfaden 18 Fragen zu verschiedenen Bereichen in Bezug auf das WG-Leben und das Projekt.

In den einleitenden Fragenkomplexen (*A1 und A2*) fokussierten wir zunächst allgemeine Informationen über den Zugang sowie individuelle Gründe für die Teilnahme an dem Projekt WOMIKO als auch Informationen über die Mitbewohner des Befragten. Der zweite Fragenkomplex (*B1*) betraf die Gestaltung des Zusammenlebens innerhalb der Wohneinheit sowie deren Entwicklung. Im Folgenden wurden zum einen die Relevanz der gleichen Studienrichtung (wenn vorhanden) diskutiert (*B2*), als auch die damit erfolgende Unterstützung unter den Mitbewohnern sowie Unterstützungsleistungen im (Wohn-)Alltag erfragt (*B3*). Ein nächster Block (*B4*) enthielt Fragen zu den Ähnlichkeiten, welche die Befragten mit ihren Mitbewohnern nach eigener Ansicht teilen. Die Bekanntschaften des Befragten außerhalb der eigenen Wohneinheit innerhalb des Wohnheims wurden im nächsten Komplex (*C*) erfragt. Der Fokus lag hierbei auf den Kennlernsituationen sowie auf der Ausgestaltung und den Inhalten dieser Beziehungen. Die abschließenden Fragen (*D*) nach Kritik/Verbesserungsvorschlägen bezüglich WOMIKO sollten persönliche Wünsche und wahrgenommene Entwicklungen und Rahmenbedingungen des Projektes erfassen.

Mittels der durchgeführten Interviews sollten speziell WOMIKO-Studierende erreicht werden, um ein möglichst qualitatives Meinungsbild über die

Effektivität des Projektes als auch dessen Potenzial für die Entwicklung persönlicher Beziehungen innerhalb eines Wohnheims bzw. in Wohngemeinschaften darstellen zu können. Aussagen über das alltägliche Zusammenleben, gegenseitige Unterstützungsleistungen in Bezug auf Studium und Freizeit sowie über das Kontaktverhalten innerhalb des Wohnheims wurden erfasst, um festzustellen, wie sich die Beziehungen zwischen den Studierenden unter dem Einfluss der Projektkonzeption gestalten.

3.3. Darstellung der Stichprobe

Insgesamt dreizehn Interviews wurden durchgeführt. Die leitfadengestützten Interviews erfolgten i.d.R. bei den Studierenden im Wohnheim oder in den Räumlichkeiten des Weberbaus, die im Rahmen des Forschungsseminars zur Verfügung standen. Die Voraussetzung war, dass die Befragten auch Teilnehmer des Projektes WOMIKO sind. Das Alter der Wohnheimbewohner variierte zum Zeitpunkt der Interviews zwischen dem 19. und 25. Lebensjahr, wobei der Durchschnitt bei 21,7 Jahren lag. Zeitlich nahmen die Interviews eine Dauer von minimal 11 und maximal 35 Minuten ein und wichen somit nur geringfügig voneinander ab. Die Tabelle zeigt die soziodemografischen Daten der Befragten:

	Geschlecht	Alter	Studienfach	Semester	Wohnheim	Wohndauer	Anzahl WG-Bewohner
P1	m	23	Verkehrswirtschaft	2	St. Petersburger Straße 29	1,5 Wochen	8
P2	w	22	Wirtschaftsingenieurwesen	2	Wundtstraße 11	2 Semester	7
P3	m	23	Wirtschaftswissenschaften	2	Wundtstraße 11	2 Semester	7
P4	m	23	Maschinenbau	6	Budapester Straße 24	6 Semester	4
P5	m	25	Wirtschaftswissenschaften	4	Wundtstraße 11	4 Semester	3
P6	w	21	Wirtschaftswissenschaften	4	Wundtstraße 11	4 Semester	7
P7	m	21	Wirtschaftsingenieurwesen	4	Wundtstraße 11	4 Semester	2
P8	m	19	Wirtschaftsingenieurwesen	2	Wundtstraße 11	1,5 Semester	7
P9	m	22	Wirtschaftsinformatik	4	Wundtstraße 11	4 Semester	7
P10	w	20	Slawistik, Polnisch/ Anglistik, Amerikanistik	2	Budapester Straße	2 Semester	8
P11	m	20	Forstwissenschaft	2	Pienner Straße	2 Semester	8
P12	m	22	Chemie	4	Wundtstraße 3	3 Semester	5
P13	m	21	Maschinenbau	2	Budapester Straße 24	1,5 Semester	4

Tab. 2: Soziodemografische Angaben der Befragten (2012)

Folgende Rahmenbedingungen der Stichprobe sind bezüglich der Ergebnispräsentation noch zu erläutern: Ein wichtiger Einflussfaktor auf die Aussagen der Befragten war, ob sie alleiniger Projektteilnehmer in ihrer Wohneinheit sind oder ein WOMIKO unter vielen. Die Stichprobe enthält sowohl Studierende der einen als auch der anderen Bedingung, was dennoch positiv im Sinne eines Vergleichs bewertet werden kann.

3.4. Darstellung und Auswertung der Ergebnisse

3.4.1. Motive für den Wohnhomeinzug und Zugang zu WOMIKO

Ein wichtiger Aspekt, den das Wohnen im Wohnheim erfüllen soll, ist die Möglichkeit zur Kontaktaufnahme mit den Mitbewohnern. Die bewusste Wahl des *Zusammenlebens mit anderen* steht bei den Befragten im Vordergrund, um die persönliche Isolation zu vermeiden.

„Und, es war schön, dass man Mitbewohner hat, mit denen man sich einfach mal unterhalten kann, man fühlt sich nicht so einsam. Und ich könnte mir jetzt gar nicht mehr vorstellen so richtig, in ne Einzelzimmer-Wohnung zu ziehen, ganz alleine und dann wär's, weiß ich nicht, total langweilig.“ (P6)

Damit verbunden sind wiederum bestimmte Erwartungen und Vorstellungen von dem Leben in einer Wohngemeinschaft, beispielsweise die immer gegebene Möglichkeit für Gespräche unterschiedlichen Inhalts. Diese erfüllen sich jedoch nicht bei allen Interviewten.

„Ich sehe immer wieder in anderen WGs, wie schön es auch sein kann. Dass die WG gemeinsam was unternimmt, gemeinsam auch mal feiert, gemeinsam kocht, weggeht, Ausflüge unternimmt.“ (P5)

Des Weiteren sind es die funktionalen Aspekte, die die Befragten zum Einzug in ein Studentenwohnheim bewegen, wie beispielsweise die Nähe zur Universität.

„... es ist sehr komfortabel in Sachen Uninähe und so weiter ... “ (P8)

Den Zugang zum Projekt WOMIKO fand die Mehrheit der von uns befragten Teilnehmer über den online auszufüllenden Wohnheimantrag, bei welchem die Option „WOMIKO“ bewusst gewählt wurde.

„Über die Internetseite, als ich hier nach Wohnheimen geguckt habe, ist das da ja ziemlich offensichtlich angeprangert. Und dann habe ich mal gelesen, was das ist. Und dann fand ich das ganz interessant und habe mich dafür angemeldet. Also übers Internet, einfach.“ (P8)

Auffällig ist, dass die Befragten kaum Vorwissen über das Projekt hatten und sich tatsächlich erst beim Ausfüllen des Antrages für die Teilnahme entschieden.

I: „Also war das sozusagen eine Bauchentscheidung?“ P10: „Ja!“

3.4.2. Gründe für die Teilnahme und Erwartungen an WOMIKO

An erster Stelle steht der Wunsch nach einem leichten Einstieg in das Studium, welcher durch das Zusammenwohnen mit Kommilitonen, also Studierenden der gleichen Fachrichtung, erhofft wird. Der reine Fakt, dass man sprichwörtlich „im selben Boot“ sitzt.

„Ja, na ich dachte einfach, wenn man mit Gleichgesinnten zusammen wohnt, erleichtert das gerade als Anfänger erheblich den Einstieg und so war es ja dann tatsächlich auch.“ (P12)

„Ich habe einfach gehofft, dass ich Leute hier treffe, die etwa gleich sind, also die so ein paar Ähnlichkeiten haben von den Interessen her und von der Mentalität etc.“ (P9)

Andererseits gehören dazu praktische Überlegungen, wie beispielsweise der Austausch von Materialien, der gemeinsame Gang zur Universität sowie das Besuchen gleicher Veranstaltungen und nicht zuletzt das gemeinsame Lernen bzw. der Austausch über Studieninhalte und die Organisation des Studiums.

„... man hat Bücher, die man auch eventuell verkaufen kann, keine Ahnung. Das ist einfach so dieses ständige Weitergeben von Informationen, also das würde ich schon gut finden.“ (P5)

„... und deswegen dachte ich mir, weil man, an der Uni ist es ja immer viel so, ist es schwierig, manchmal an Informationen zu kommen und so. Was man wann machen muss und so. Und dann hilft es halt, wenn man Leute hat, die entweder dasselbe gerade machen oder die es schon gemacht haben. Und das war meine Hauptintention.“ (P8)

Auch wurden dahingehend Erwartungen geäußert, dass das Projekt eine Art Mentoring-Charakter verkörpert, bei dem jüngere Studierende von erfahrenen Studierenden einer Fachrichtung profitieren können.

„Na, das ist für mich einfach schon das Mentoring. Dass Ältere Jüngere unterstützen können durch ihre Erfahrungen und durch die Unterlagen. Die haben die Klausuren schon geschrieben und so weiter. Ja, das ist ein Vorteil im Studium, weil ich finde, ganz allein muss man so ein Studium nicht durchziehen.“ (P5)

Hinter WOMIKO steht seitens des Dresdner Studentenwerks das Konzept, dass jedem Wohnheim eine bestimmte Fakultät bzw. Hochschule zugeordnet ist. Hinsichtlich der praktischen Umsetzung des Projektes, also der Verteilung der Studierenden in den einzelnen Studentenwohnheimen, erwarten die Befragten nicht nur das Zusammenwohnen mit Kommilitonen innerhalb eines Wohnheims, sondern auch innerhalb einer Wohneinheit. Dabei kann die Zusammensetzung von Kommilitonen und Nicht-Kommilitonen variieren, aber minimal eine weitere Person aus dem eigenen Studiengang wurde von den Interviewten innerhalb der eigenen Wohneinheit erwartet und erhofft.

„Ich dachte mir ursprünglich, dass ich, wenn ich das ankreuze, wirklich mit Leuten zusammen wohne, die auch das gleiche studieren wie ich. Das es dann nur auf das Wohnheim an sich bezogen ist, das konnte ich mir in dem Fall nicht denken.“ (P5)

Nach Berner und Rentzschs Unterscheidung in instrumentelle und kommunikative Wohnorientierung lassen sich diese beiden Motive für WOMIKO auf die Befragten übertragen. Beide Aspekte greifen ineinander, wobei der Wunsch nach sozialen Kontakten und Kommunikation (also die kommunikative Wohnorientierung) den klaren Schwerpunkt setzt. Für die Studierenden des Projektes WOMIKO äußert sich dies im besonderen Maße durch den Wunsch nach einem informativen Austausch mit Kommilitonen bezüglich des Studiums, den erleichterten Einstieg sowie Orientierungshilfen bezüglich der Organisation und Strukturierung und der allumfassende Wunsch, dies nicht allein bewältigen zu müssen.

3.4.3. WOMIKO-Bewusstsein in den Wohngemeinschaften

Überraschenderweise weiß die Mehrheit der Befragten nicht um die Projektteilnahme ihrer Mitbewohner. Die Interviewten benennen deren Studienrichtungen und mutmaßen dabei „Fachfremde“ als Nicht-Teilnehmer des Projektes und demgegenüber Studierende, die dasselbe studieren, als „WOMIKOs“. Es besteht also kein eindeutiges Wissen darüber, was darauf basieren könnte, dass die Teilnahme am Projekt zwischen den Mitbewohnern auch nicht thematisiert, sondern „hingenommen“ wird.

I: „Mhm, und nehmen die auch an dem WOMIKO-Projekt teil?“

P5: „Das weiß ich gar nicht. Habe ich nicht gefragt.“

Auf bewusster Ebene ist für die Probanden nur der Fakt entscheidend, ob und dass sie mit Kommilitonen zusammen wohnen, unabhängig davon, ob der- oder diejenige ein „WOMIKO“ ist.

3.4.4. Die Alltagsorganisation und das Zusammenleben

Die grundsätzliche Aussage der Befragten ist jene, dass jeder seinen Tagesablauf größtenteils selbstständig strukturiert und man sich darüber hinaus in den eher spontanen Zusammenkünften seinen Mitbewohnern zuwendet.

„Aber insgesamt ist es so, dass jeder erstmal das macht, was er sich so vornimmt. Und wenn man Lust hat, fragt man jemanden, ob er etwas mit einem machen möchte oder so.“ (P8)

Eine gute Organisation des Zusammenlebens hängt unter anderem davon ab, wie gut die Mitbewohner untereinander kommunizieren, einander kennen und um die Tagesstruktur bzw. -ablauf des jeweils anderen wissen. So kann man sich aufeinander „einstellen“ und kleine Gefälligkeiten leisten, um beispielsweise bewusst ein Stück Gemeinsamkeit – auch innerhalb individueller Tagesabläufe – zu schaffen.

„Jeder hat unterschiedliche Zeiten, wann er aufstehen muss und manchmal weiß ich, naja gut, der hat auch zur Zweiten, dann koche ich halt einen Kaffee mit oder andersrum. Und dann sitzt man hier und trinkt nen Kaffee früh.“ (P6)

Der der instrumentellen Wohnorientierung immanente Aspekt des gemeinsamen Wirtschaftens, vollzieht sich in den Wohneinheiten beispielsweise dadurch, dass alltägliche Bedarfsmittel oder -gegenstände häufig gemeinschaftlich gekauft und genutzt werden, was einerseits ein Kostenersparnis für jeden Einzelnen ausmacht und andererseits als gemeinschaftliche Handlung angesehen wird, die wiederum das „Wir-Gefühl“ stärkt.

„Zum Beispiel auch so Kleinigkeiten vom Essen. Wir brauchen nicht sechs Packungen Ketchup, sondern gibt’s mal, stellt’s hin und jeder kauft was anderes. Oder unser Küchenzeug ist auch so, dass das nicht jeder selber kauft. Wenn man merkt, es ist leer, ich kaufe jetzt was und es wird dann einfach hingestellt, ohne jeden zum Beispiel komplett abzurechnen oder Vergleichbares.“ (P9)

„Zum Beispiel vor zwei Wochen, da hatten wir mit meiner Pommes-Maschine ganz viele Pommes gemacht mit ner ganzen Flasche Öl. Also wir kochen auch ganz gerne zusammen.“ (P6)

Zudem differenzieren die Probanden zwischen den Wochentagen als „Alltag“ und den Wochenenden, an welchen häufig mehr Zeit hinsichtlich gemeinsamer Freizeitaktivitäten aufgewendet wird.

„... ist Unialltag und am Wochenende feiern gehen und so.“ (P8)

3.4.5. Kommunikation in den Wohneinheiten – Inhalte

Kommunikation bildet eine entscheidende Basis für Interaktionen und das Entstehen persönlicher Beziehungen. Eine Schwierigkeit stellt nach Korczak die Ambivalenz von Privatheit und Gemeinschaftsleben, Alleinsein und Zusammensein dar. Die Wohngemeinschaften innerhalb eines Wohnheims stehen vor der Aufgabe, einerseits das Alleinsein zuzulassen und andererseits das Zusammensein zu ermöglichen (vgl. Korczak 1979, S. 11).

Der bauliche Charakter der Dresdner Studentenwohnheime begünstigt diese Möglichkeiten. Alle Befragten sind zwar Teil einer Wohngemeinschaft, haben aber innerhalb dieser ein eigenes Zimmer. Eine offene oder geschlossene Tür hat somit einen symbolischen Charakter und signalisiert, ob der Wunsch nach Zugang oder Abgeschlossenheit besteht. Zudem erweisen sich gemeinschaftlich genutzte Räume auch als Kristallisationspunkt von gewünschter Kommunikation, sodass das eigene Zimmer weitestgehend Privatsphäre ist. Der durch das Projekt WOMIKO gegebene Rahmen sowie die jeweilige individuelle Ausprägung der Motivstruktur des Wohnens ergeben eine Konzentration auf folgende Bereiche der Kommunikation bzw. Gesprächsinhalte:

Der **Austausch über das Studium** steht an erster Stelle, insofern die Bedingung gegeben ist, dass die Befragten auch mit Kommilitonen zusammenwohnen. Erfahrungen werden erfragt und mitgeteilt sowie Informationen über die Organisation des Studiums gegeben.

„Wenn ich mit meinen Chemikern rede, dann natürlich über das Studium. Klar, da gibt's immer viel zu erzählen. Da kann man sich austauschen. Ist auch wichtig, dass man das macht.“ (P12)

Anknüpfend an die Untersuchungen des studentischen Zusammenlebens im Wohnheim, die Berner und Rentzsch durchführten, lässt sich ein weiterer Kommunikationsbereich bei den Interviewten konstatieren, Kommunikation als – im doppelten Sinne – Unterhaltung (*Nonsense als Konsens*) (vgl. Berner; Rentzsch 1989, S. 141f.). Dies steht auch im Zusammenhang mit dem zufälligen Zustandekommen von Gesprächen und deren Inhalten. Man macht und hat Spaß.

„Ja, irgendwas, was Lustiges im Internet, da geht's immer, ja ich muss dir mal was sagen, was im Internet Neues ist, bei YouTube oder so. So dass erstmal stundenlang drüber gelacht wird.“ (P6)

„... eigentlich alles, was so anfällt oder worüber man sich Gedanken macht.“ (P1)

Eher differenziert gehen die Befragten mit **privaten Themen** um. So gibt es diejenigen, die durchaus persönliche Angelegenheiten austauschen.

„Mit der, die Russisch studiert, rede ich eigentlich über alles.“ (P10)

Andere grenzen „privatere“ Gesprächsinhalte ganz deutlich von ihrer Wohngemeinschaft bzw. ihren Mitbewohnern ab.

„Uni, vielleicht mal Sport oder Filme, aber jetzt Persönliches oder so gar nicht. Jeder erzählt vielleicht nochmal hin und wieder ein paar Geschichten, was er am Wochenende erlebt hat, oder wenn er in der Heimat war. Was man so angestellt hat. Aber privat nie.“ (P5)

Eine Gemeinsamkeit, die die Studierenden in ihrem Wohnbereich haben, ist der Umstand, dass sie bestimmte Räume gemeinschaftlich nutzen und sich dort aufeinander einstellen müssen. Daher steht häufig auch eine **Verständigung über die technische Organisation des Zusammenlebens** im Mittelpunkt. Nicht selten stoßen hierbei unterschiedliche Vorstellungen bezüglich der Haushaltsführung und Hygiene aufeinander, so dass diese Thematik auch am ehesten Konfliktpotenzial birgt. So berichtet es auch ein Bewohner aus einer 3er-WG:

„Ich denke mir, wenn man Dreck macht, muss man ihn auch wegräumen. Das ist hier leider nicht immer Gang und Gebe. Und wenn ich dann jedes Mal meine Mitbewohner darauf hinweisen muss, dass man doch die Arbeitsfläche in der Küche zum Beispiel einmal abwischt, nachdem man da gekocht hat und alles dreckig ist. Das mache ich gerne fünfmal, auch gerne zehnmal. Aber ich finde, nach einem Dreivierteljahr sollte jeder begriffen haben, dass er für die Ordnung selbst verantwortlich ist.“ (P5)

3.4.6. Soziale Unterstützung im Wohnheim

Im Rahmen der Untersuchung erfragten wir sowohl die soziale Unterstützung in Bezug auf das Studium als auch auf den Alltag. Zudem wurde die Umsetzung bzw. der Einfluss des Projektes WOMIKO innerhalb der einzelnen Wohneinheiten betrachtet.

Soziale Unterstützung im Studium. Eine Grundvoraussetzung für gegenseitige Hilfestellungen in Studienangelegenheiten ist das Vorhandensein von Mitbewohnern, die Kommilitonen sind. Über das Projekt WOMIKO wird eine solche Konstellation in den einzelnen Wohneinheiten gewährleistet. Wohngemeinschaften, in denen die Befragten mit keinem Kommilitonen

zusammenwohnen, finden entweder gar keinen Anknüpfungspunkt für studienbezogene Unterstützungen oder schwerer einen gemeinsamen Konsens und arrangieren sich, indem sie dennoch mögliche (Hilfe-)Potenziale ausschöpfen.

„Das sind ganz andere Fächer. Selbst wenn wir ähnliche Fächer haben, wie zum Beispiel die Einführung in die Wirtschaftsinformatik oder Mathe, dann ist das schon wieder ein anderes Mathe für Verkehrswissenschaftler. Ich glaube, die schreiben bei den Maschinenbauern mit, ich habe da mal irgendwas gehört. Also es ist wirklich nichts, wo man sagen kann, wir können da zusammen lernen oder ich kann dir meine Unterlagen geben.“ (P5)

„Ein Mitbewohner, der Verkehrswissenschaftler, hat Einführung in die VWL geschrieben, das habe ich auch geschrieben. Da habe ich ihm Hinweise gegeben, wie man lernt mit dem dazugehörigen Buch, dass das sehr wichtig ist. Da konnte er sich nicht durchringen, das zu lesen. Ich hab gesagt, das ist so gut geschrieben, so wenig Kapitel, jeden Tag ein bisschen. Hat er dann auch so gemacht. Wenn ich helfen kann, dann mach ich das auch. Aber gerade mit dem Elektrotechniker, das sind Fächer, da habe ich keine Ahnung.“ (P5)

Wohngemeinschaften hingegen, in denen Kommilitonen des gleichen Studiengangs zusammenwohnen, erleben eine intensive gegenseitige Unterstützung. Das Bilden von Lerngruppen findet sowohl in den Wohneinheiten als auch wohneinheitsübergreifend innerhalb des Wohnheims zwischen Studierenden der gleichen Fachrichtung statt.

„Hier, in der Küche direkt, haben wir uns ne Tafel geholt und haben immer schön zusammen gearbeitet.“ (P12)

„Zum Beispiel im ersten Semester hatten wir ne Lerngruppe gemacht, ein paar von oben im Wohnheim und auch hier. Da hatten wir in einer Prüfung eine Lerngruppe gemacht, das war ganz gut. Und da haben wir auch relativ gut abgeschnitten, weil das ne Prüfung ist, die eigentlich fast jeder nicht besteht und die hatten wir alle bestanden, weil wir viel gelernt haben.“ (P6)

Die Unterstützung bezüglich des Studiums lässt sich auch danach differenzieren, dass es sowohl als hilfreich empfunden wird, wenn man dem gleichen Fachsemester entstammt und die gegenseitige Unterstützung in „gleichwertiger“ Weise stattfindet bzw. anstehende Studienanforderungen gemeinschaftlich angegangen werden können.

„Untereinander im gleichen Studiengang, also gleiches Semester, haben wir uns auch immer gegenseitig geholfen, los jetzt lass uns mal Mathe machen oder allgemein ein bisschen abfragen, gerade in der Prüfungszeit. Das war eigentlich ganz cool.“ (P6)

Zum anderen finden Studierende in den ersten Semestern in ihren Mitbewohnern, die sich bereits in höheren Semestern befinden, eine Art „Mentor“, jemanden, der beispielsweise Prüfungen bereits abgelegt hat oder Materialien zur Verfügung stellen und insgesamt seine Erfahrungen transportieren kann.

„Zum Beispiel wenn der eine im Labor den Versuch schon hatte, konnte der mit seinen Erfahrungen das den anderen dann weiter geben. Dann hat man davon profitieren können.“ (P12)

„Die Sache ist die, alle anderen hier sind jetzt in 'nem höheren Semester als zweites. Die waren alle schon ein Jahr hier, als ich hier eingezogen

bin. Deswegen hat mir das extrem geholfen. Weil ich hier hergekommen bin und dann gleich von Anfang an quasi wusste, worauf es ankam, im Studium und so. Und auch beim Üben für Klausuren oder organisatorische Sachen wusste ich dann immer gleich, worauf es ankommt, und das hat mir sehr geholfen.“ (P8)

Wenn innerhalb der eigenen Wohneinheit Kommilitonen wohnen, wirkt sich dies vor allem in der anfänglichen Studienphase stabilisierend/orientierend aus und hilft, auftretende Verunsicherungen relativ schnell abzubauen.

„Da konnte man sich gut zusammen tun und sich helfen. Am Anfang war das echt ne ganz tolle Sache. Auf jeden Fall.“ (P12)

Insgesamt lässt sich bezüglich der gegenseitigen Unterstützung in Bezug auf Studienangelegenheiten konstatieren, dass diese in recht unterschiedlichem Maße gegeben ist. Wohnen Kommilitonen innerhalb einer Wohneinheit zusammen, so unterstützen sie sich gegenseitig, unabhängig davon, in welchem Fachsemester sich sowohl die Befragten als auch deren Mitbewohner befinden. Darüber hinaus bilden sich nicht nur innerhalb von Wohngemeinschaften Lerngruppen, sondern auch innerhalb des Wohnheims mit Studierenden derselben Fachrichtung. Auf der anderen Seite gibt es jene Studierende, die sich weder mit einem Kommilitonen eine Wohneinheit teilen noch Studierende derselben Fachrichtung in ihrem Wohnheim kennen und die deshalb Alternativen aufsuchen.

„... aber ich habe meine anderen Leute aus meinem Jahrgang, mit denen ich mich regelmäßig zum Lernen treffe.“ (P5)

Das Konzept von WOMIKO, das Priorität auf die gegenseitige Unterstützung der Studierenden legt, leistet an dieser Stelle dadurch einen großen Beitrag, dass es die Nähe der Kommilitonen zueinander fördert und somit eine Basis schafft. An dieser Stelle ist die besondere Ausprägung gegenseitiger Hilfeleistungen anzumerken, wenn die Bedingung gegeben ist, dass Kommilitonen nicht nur innerhalb eines Wohnheims, sondern auch innerhalb einer Wohneinheit zusammenleben.

Soziale Unterstützung im Alltag. Die nachstehenden Ausführungen stützen sich an das Modell von House. Demnach wurden die Aussagen der Befragten sowohl über bezogene als auch gegebene Unterstützungsleistungen an vier Kategorien festgemacht, die alle im alltäglichen Zusammenleben der Studierenden stattfinden. Von sozialer Unterstützung gekennzeichnete zwischenmenschliche Beziehungen besitzen nach House eine oder mehrere dieser vier Kategorien: *emotionale Unterstützung*, z.B. in Form von Trost, Mitleid oder Zuspruch, *instrumentelle Unterstützung*, was bedeutet, konkrete Hilfe zu erfahren, z.B. durch die Bereitstellung finanzieller Mittel, *Einschätzungsunterstützung*, also die Rückmeldung und ein sozialer Vergleich darüber, wie man bestimmte Dinge bewertet sowie *informationelle Unterstützung*, die beispielsweise durch die Weitergabe eines problemlösungsorientierten Rats geleistet werden kann (vgl. House 2007, S. 333). Insgesamt sind es besonders die *instrumentellen und informationellen Unterstützungsleistungen*, die zwischen den Befragten stattfinden. Ein Beispiel für die geleistete instrumentelle Unterstützung ist der Austausch finanzieller Güter und die praktische Hilfe im Haushalt.

„Also Geld leihen auf jeden Fall ganz oft. Dann zum Beispiel dieses Schuhregal, da habe ich gesagt, Jungs, wir müssen jetzt endlich mal ein Schuhregal kaufen, weil hier war immer alles voller Schuhe. Und

dadurch, dass wir auch viel Besuch haben, war da alles voll. Und da sind wir alle zusammen zu Ikea gefahren und dann haben wir uns die Kosten geteilt für das Schuhregal.“ (P6)

Die *informationelle Unterstützung* konzentriert sich häufig auf die Informationsweitergabe bezüglich der Angelegenheiten, die das Studium betreffen, und soll dem Unterstützungsempfänger helfen, bestehende Unsicherheiten zu beseitigen bzw. Probleme zu lösen.

„Gerade bei der aus Finnland. Bei ihr stand in Dokumenten z.B. nicht drin, dass sie Germanistik studiert. Das hat ihr niemand gesagt! Da habe ich mal ein Blick drauf geworfen und gemeint, dass sie das unbedingt erledigen muss, sonst hat sie Probleme bei der Prüfungsanmeldung und überhaupt. [...] also das war so eine ganz große Sache, bei der ich ihr geholfen hab.“ (P10)

Des Weiteren sind es auch kurze informationelle Inputs, die bei der Organisation des Alltags hilfreich sein können.

„... Leute, die da länger gewohnt haben, dass die einem sagen konnten, wo man hingehen kann, wo's genau Discounter, Sparkassenautomaten oder ähnliches in der Nähe gibt.“ (P1)

Besonders auffällig war, dass die Befragten zunächst schlecht beispielhafte Situationen für die gegenseitige Unterstützung im Alltag anführen konnten, sodass meist ein „Input“ in Form von Beispielen gegeben werden musste. Diese Feststellung lässt sich einerseits auf eventuelle Verständnisprobleme zurückführen und andererseits eine gewisse „Selbstverständlichkeit“ bezüglich kleiner Gefälligkeiten im Alltag vermuten.

„Wahrscheinlich kommen mir diese Dinge so banal vor.“ (P9)

„Also wo immer und an welcher Ecke es hapert, wird man unterstützt.“
(P8)

Die Frage nach einem „angemessenen“ Austausch kann nach Hollstein schlussendlich nur von den beteiligten Akteuren selbst beantwortet werden (vgl. Hollstein 2001, S. 104), jedoch wurde im Leitfaden keine explizite Frage nach der empfundenen Reziprozität formuliert. Eine subjektiv wahrgenommene Reziprozität resultiert zum einen daraus, dass von jedem Befragten sowohl Situationen benannt wurden, in denen er selber Unterstützungsleistungen erbracht hat, als auch jene, in denen er Hilfe durch seine Mitbewohner empfangen hat. Zum anderen erzeugt die Verwendung des Personalpronomens „wir“ das Empfinden, dass Probleme gemeinschaftlich gelöst werden und die Unterstützung als reziprok eingestuft wird.

„Oder allgemein, wann immer irgendwas kaputt ist, dann versuchen wir irgendwie ne Lösung zu finden.“ (P6)

Insgesamt sind die Aussagen der Interviewten über gegenseitige Hilfe im Alltag in keinen Zusammenhang damit zu setzen, ob die Unterstützer auch „WOMIKOs“ sind. Dies wurde weder über den Leitfaden erfasst noch explizit erwähnt, sodass sich vermuten lässt, dass die Mitbewohner einer Wohneinheit sich auch unabhängig von WOMIKO bei Alltagsgefalligkeiten zur Seite stehen.

3.4.7. Entwicklung und Qualität persönlicher Beziehungen innerhalb der Wohneinheiten

Die vorab formulierte Annahme, dass Entwicklungen im Rahmen der sozialen Beziehungen innerhalb der Wohneinheiten stattfinden, hat sich nicht durchgehend bestätigt. Es gibt Wohngemeinschaften, in denen das Verhalten der Mitbewohner fast ausschließlich zweckorientiert ist und somit das Gemeinschaftsleben in den Hintergrund rückt. Dieser „Beziehungsstarre“ liegen jedoch vielmehr Faktoren wie beispielsweise fehlende Sympathie zugrunde als die persönlichen Vorstellungen eines WG-Lebens der Befragten bzw. deren Motivation zum Einzug in das Studentenwohnheim. Die interviewten „WOMIKOs“ erheben keineswegs den Anspruch oder die Vorstellung einer solchen Zweck-WG, sondern sind gegenteilig eher enttäuscht, wenn das persönliche Bild des gemeinschaftlichen Zusammenwohnens nicht realisiert werden konnte.

„Leider, leider eine Zweck-WG. Aber ich habe schon bei anderen WGs gesehen, dass es funktionieren kann.“ (P5)

Die Wohngemeinschaften, in denen die Mitbewohner eine persönliche Beziehung (unterschiedlicher Intensität) zueinander beschreiben, zeigen bezüglich der Beziehungsentwicklung zwei Tendenzen. Zum einen erweist sich die Dauer oder Kontinuität des Zusammenlebens als Basisfaktor für ein intensives Kennenlernen der Mitbewohner.

„Man kennt sich besser und weiß auch wie der andere tickt.“ (P5)

„Man zieht ein und kennt sich nicht, lernt sich erst kennen, aber es war von Anfang an so, dass ich gut aufgenommen wurde und mit den Leuten weggegangen bin, weil ich hier niemanden kannte.“ (P8)

Zum anderen ist es genau diese Dauer, die dem Einzelnen auch Sicherheit gibt und sich deswegen Beziehungen – zumindest von der zeitlichen Intensität her – wiederum abbauen. Wenn die Befragten bereits mehrere Semester in ihrer Wohneinheit leben, sind sie beispielsweise auch stärker mit den Abläufen in der Universität und ihrem sozialen Umfeld vertraut, wodurch sich mehr Eigenständigkeit beim Einzelnen aufbaut. Die Mitbewohner werden im alltäglichen Zusammenleben nach wie vor wertgeschätzt, doch die anfängliche Phase der Unsicherheit, in der man die eigenen Mitbewohner noch zur Stabilität und zur Überbrückung von Unsicherheiten brauchte, ist vorbei.

„Am Anfang war alles neu und man kannte einander noch nicht, und deswegen hatte man viel Gesprächsstoff, um jemanden neu kennenzulernen. Das war gerade im ersten Semester extrem lustig, nächtelang durchgequatscht, oder allgemein ganz oft in die Neustadt gegangen oder in die Disco. Ganz viel gemacht. Im zweiten war das auch noch relativ viel, und seit dem dritten ist das, wenn überhaupt, einmal die Woche weggehen oder so.“ (P6)

„Mittlerweile hat sich das so ein bisschen verlaufen. Die Leute machen mehr ihr eigenes Ding, kommen schon besser mit der Uni zurecht.“ (P12)

Einfluss darauf nehmen auch die Studieninhalte und -abläufe. Mit fortschreitendem Semester nehmen sowohl die Anforderungen an die Studierenden zu als auch deren persönliche Motivation, gute Leistungen zu erbringen. Dieser Fakt wirkt sich auf das individuelle Zeitmanagement aus. Es werden Prioritäten gesetzt, wodurch beispielsweise auch die Mitbewohner mehr oder weniger ungewollt in den Hintergrund rücken.

„Jetzt ist es so, dass man sich auf verschiedene Gebiete spezialisiert und dann ein bisschen voneinander getrennt ist. Der eine macht das mehr und dann sieht man sich nicht mehr so.“ (P12)

„Ich habe mich jetzt ein bisschen abgeklammert, weil Uni wichtiger geworden ist. Am Anfang dachte man, wird schon irgendwie. Aber jetzt muss man schon mehr machen, wird ja nicht weniger.“ (P6)

Bekannte oder Freunde? Zur Qualität der persönlichen Beziehungen. Am Anfang jeder sozialen Beziehung im Studentenwohnheim steht die zufällige Zuweisung von Zimmernachbarn bzw. Mitgliedern der Wohngruppe und nicht die Sympathie (vgl. Berner; Rentzsch 1989, S. 55). Trotzdem fördert allein das Zusammenwohnen die zwangsläufigen Kontakte in den Fluren, Küchen und Gemeinschaftsräumen (vgl. Ahrens 1972, S. 156). Diese häufigen (wenn evtl. auch passiven) Kontakte führen zu einer gewissen Vertrautheit mit den Nachbarn. Man ist einander nicht mehr fremd, was wiederum Sicherheit in Bezug auf das persönliche Verhalten mit sich bringt. Es kristallisierte sich heraus, dass es neben Wohneinheiten mit zahlreichen Kontakten und gemeinsamen Aktivitäten andere mit einem nur schwach ausgeprägten und oberflächlichen Gemeinschaftsleben gibt. Über die Aussagen von Argyle und Henderson bezüglich der sozialen Beziehungen am Arbeitsplatz lassen sich Parallelen zu den sozialen Beziehungen zwischen den Mitbewohnern einer Wohnheim-WG ziehen (vgl. Argyle; Henderson 1986, S. 315f.). Demnach sollen diese unterteilt werden in:

- Wohnbekanntschaften
- Wohnfreundschaften
- und private Freundschaften.

Wohnbekanntschaften treffen sich innerhalb des Wohnraumes/den Gemeinschaftsräumen (falls vorhanden) aufgrund formaler Kontakte, die eher oberflächlich und aufgabenorientiert sind, z.B. das Aufstellen eines Putzplans, um gemeinsam rücksichtsvoll leben zu können. Dieser „Beziehungstyp“ ist weder durch Sympathie noch durch Antipathie gekennzeichnet.

„... aber wir verstehen uns. Es ist jetzt nicht so, dass wir großartig in der Freizeit zusammen weggehen oder so was. Er hat so seine Leute, ich hab so meine Leute.“ (P7)

Im Unterschied zu Freundschaften erweisen sich Bekanntschaften als weniger einschränkend für andere Kontakte und darüber hinaus auch als weniger aufwendig im Engagement. Sie sind keineswegs als unwichtig einzustufen. **Die hier anzutreffenden schwachen Beziehungen sind von Stärke gekennzeichnet**, worauf in der Netzwerkforschung mit Nachdruck hingewiesen wird. Innerhalb eines Wohnheims oder einer Wohneinheit Bekannte zu haben, kann sich in Verbindung mit dem Studium als wertvoll im Hinblick auf den Informationsfluss erweisen.

Für eine *Wohnfreundschaft* ist größere Offenheit charakteristisch. Hier werden soziale Kontakte im Wohnraum gepflegt, ohne sich jedoch für Freizeitaktivitäten zu treffen („alles bleibt in den vier Wänden“). Man sitzt beispielsweise beieinander und unterhält sich.

„Ich rede zwar mit denen, wenn die hier sind, vielleicht trinken wir auch mal was zusammen, n Bier oder so, aber sonst machen wir eigentlich nichts weiter zusammen.“ (P12)

Haben Mitbewohner eine sehr enge Beziehung zueinander, sind sie *private Freunde* und pflegen auch soziale Treffen außerhalb des Wohnkontextes bzw. der Wohneinheit. Wie sich diese Beziehung im Einzelnen ausgestaltet, kann ganz unterschiedlich sein. Die einen definieren eine enge Beziehung zu ihren Mitbewohnern beispielsweise über intensive (und auch persönliche) Gespräche.

„Mit der Mitbewohnerin, die Russisch studiert, verstehe ich mich sehr sehr gut [...] mit der rede ich eigentlich über alles [...] Sie hat auch sehr viele Erfahrungen, dadurch, dass sie auch chronisch krank ist. Da haben wir uns sehr viel darüber ausgetauscht. Sehr viel auch übers Studium oder die Familie. Da muss ich mich bei ihr mit den Themen nicht wirklich einschränken.“ (P10)

Bei anderen Studierenden konstatiert sich „Freundschaft“ über die Dauer der Beziehung und eine damit verbundene Selbstverständlichkeit der Anwesenheit und Wertschätzung der Mitbewohner, die sich entwickelt hat.

„Hauptbezugspersonen waren immer WG und dann hat man mit denen sofort viel zusammen gemacht, und sich angefreundet. Und jetzt ist das so ganz normal, eigentlich.“ (P8)

Die Befragten stellen vor allem die gemeinsamen Aktivitäten heraus, die sich auf ein gemeinsames Studieren und eine ausgeprägte Freizeitgestaltung stützen und so persönliche Beziehungen intensivieren.

„Ich kann die schon richtig als echte Freunde sehen, mit denen ich auch meinen ganzen Alltag irgendwie bestreite und wir machen auch abgesehen von der Uni so viel.“ (P6)

Den eher positiven Gesamteinschätzungen persönlicher Beziehungen in den Wohngemeinschaften sind auch jene Studierende gegenüberzustellen, die beklagen, dass sie keine bzw. nur oberflächliche Kontakte in ihrer WG vorfinden.

„Man ist einfach nie richtig warm geworden.“ (P5)

Die Grenzen zwischen den benannten Ausprägungen sind fließend. Jede persönliche Beziehung hat ihre ganz individuelle Gestalt und unterschiedliche Basis. Zu erwähnen ist noch der Aspekt, dass die beschriebenen Beziehungen keinesfalls immer auf alle WG-Mitbewohner zutreffen, sondern die Befragten auf einzelne Personen eingehen. Welche Faktoren eine Rolle dabei spielen, warum sich genau diese Personen als „besonders“ erweisen, soll im Folgenden dargestellt werden.

Faktoren, die die Entwicklung persönlicher Beziehungen fördern

Die Frage „*Welche Faktoren spielen dabei eine Rolle?*“ bildete sich um den Kern der Untersuchungsfrage. Besonders die beziehungsfördernden Faktoren, aber auch die von den Befragten benannten hinderlichen Faktoren für eine Entwicklung (intensiver) persönlicher Beziehungen werden im Folgenden herausgestellt.

Ähnlichkeiten. Eine vorab formulierte Annahme war, dass die Befragten v.a. in Bezug auf ihre Beteiligung am Projekt WOMIKO in ihren Mitbewohnern Menschen finden, denen sie (allein schon durch das Studieren desselben Fachs) ähnlich sind. Da sich die Konstellationen von Kommilitonen bzw. Nicht-Kommilitonen wie bereits erwähnt jedoch sehr differenziert darstellen, kann nicht übergreifend eine Aussage dazu getroffen werden.

Fernab der Projektbeteiligung werden beispielsweise Ähnlichkeiten in Bezug auf Herkunft und Status bzw. individuelle Lebenslagen benannt, welche die Kommunikation anregen und Kontakte fördern.

„Dadurch, dass sie halb Finnin und halb Deutsche ist und ich halb Deutsche und halb Polin, gibt's auch schon ne Basis und darüber haben wir uns auch viel unterhalten.“ (P10)

„Vor allem, wenn man als Erstsemester auf der Uni ist, dann kennt man erstmal wenig Leute und alle sitzen im selben Boot und deswegen lernt man schnell Leute kennen. Häufig ist es so, dass man mit denen auch auf längere Zeit Kontakt pflegt.“ (P8)

Es sind aber auch die gemeinsamen Interessen, die die Befragten bei der expliziten Frage nach den Ähnlichkeiten darlegen.

„Zum Beispiel spielen wir regelmäßig FIWA, wir gehen in die gleichen Clubs. [...] Was hier gerne gemacht wird ist Geocaching, das aber ein bisschen extern, aber die nehmen auch zum Teil hier teil. Die gehen auch alle Basketball spielen, das kann man vielleicht auch als gemeinsames Interesse sehen.“ (P9)

In erster Linie ist es nicht der gemeinsame Studiengang, den die Befragten als Ähnlichkeit erläutern, sondern gemeinsame Interessen oder gleiche Befindlichkeiten in individuellen Situationen, die man miteinander teilt. Insgesamt lässt sich konstatieren, dass sofern die Befragten Ähnlichkeiten oder gemeinsame Interessen benannten, diese auch mit einer positiven Beziehungstendenz einhergingen.

Nähe/Propinquity. Eine zweite Vorab-Überlegung richtete sich auf den Faktor Nähe, der als beziehungsfördernd angenommen wurde. In Anlehnung an die bekannte Studie von Festinger, Schachter und Back wurde vermutet, je näher die Appartements zueinander liegen, desto engere Freunde werden die Bewohner bzw. umso mehr Freunde leben im selben Heim (vgl. Festinger; Schachter; Back 2007, S. 336). Eine explizite Frage nach Nähe wurde im Leitfaden nicht formuliert, sondern vielmehr das Kontaktverhalten innerhalb des gesamten Wohnheims erfragt, womit indirekt Entwicklungen bzw. Entwicklungsfaktoren persönlicher Beziehungen erfasst werden. So konzentriert sich die Darstellung des Propinquity-Effektes in der vorliegenden Untersuchung auf den Wohnheimkomplex und nicht nur auf die einzelnen Wohneinheiten. Die Interviews ergaben, dass der Einfluss von Nähe besonders im Hinblick auf die dadurch gegebene Flexibilität und Zeitersparnis benannt wurde.

„Ich glaube, was auch viel gebracht hat, dass wir uns angefreundet haben, ist, dass wir im gleichen Wohnheim waren. [...] Durch den kurzen Weg hat man die Gemeinsamkeit Wundstraße 11 und dementsprechend hat sich auch die Gruppe gebildet.“ (P9)

„Oder indem man eben sagt, wir treffen uns schnell hier.“ (P9)

Die Wirkung des Nähe-Faktors muss in sehr engem Zusammenhang mit weiteren Aspekten betrachtet werden. Die Nähe der Studierenden im Wohnheim zueinander nimmt dann einen positiven Einfluss auf die Beziehungsbildung und -konstanz, wenn zudem Gemeinsamkeiten bzw. Ähnlichkeiten – beispielsweise bezüglich der eigenen Interessen – durch die Befragten festgestellt wurden und/oder der Fakt gegeben ist, dass man das selbe Fach studiert. Festmachen lässt sich diese „Wechselwirkung“ auch daran,

dass sich in erster Linie die *Kommilitonen* innerhalb eines Wohnheims untereinander kennen und vernetzen, unerheblich davon, ob sie unmittelbare Nachbarn oder durch zehn Stockwerke getrennt sind.

Vertrauen. Als eher unterschwelligen aber positiven Einflussfaktor benannten die Studierenden gegenseitiges Vertrauen. Wohngemeinschaften, in denen sich die persönlichen Beziehungen positiv gestalten, ist gegenseitiges Vertrauen immanent.

„Habe ich vorhin schon mal angesprochen. Eben die Mentalität. [...] Wir vertrauen uns gegenseitig.“ (P9)

Fehlendes Vertrauen wirkt auf den Einzelnen eher verunsichernd.

„Aber es ist wirklich kein schönes Zusammenwohnen. [...] Und nachts werden die Zimmer abgeschlossen, wo ich mir einfach denke, das hat nichts mit Vertrauen zu tun.“ (P5)

Sympathie. Bei der Einschätzung der Beziehungen zu den Mitbewohnern rückt die Sympathie in den Vordergrund, welche zwar nicht explizit benannt wird, aber instinktiv bei den Befragten mitschwingt.

„Man ist einfach nie richtig warm geworden. Aber das hat nichts damit zu tun, dass sie eine andere Studienrichtung haben. Manchmal versteht man sich einfach nicht so gut.“ (P5)

Aktivität und Passivität. Die Ausgestaltung und Intensität einer Beziehung zwischen den Studierenden einer Wohneinheit hängt nicht zuletzt auch mit der Eigeninitiative jedes Einzelnen zusammen. So kann entweder das Individuum *aktiv* über die Beziehungsgestaltung entscheiden und sich

innerhalb der Zufallskonstellation in der Wohngemeinschaft Personen nach unterschiedlichen persönlichen Kriterien (z.B. nach Interessen) „suchen“, um beispielsweise gemeinsam zu lernen oder gemeinsam zu kochen. Dies kann sich wiederum auf *eine* Person innerhalb der Wohngemeinschaft beschränken, mit der man alles zusammen macht.

„Naja, von gemeinsames für die Prüfungen lernen bis ... naja eigentlich hängen wir jeden Tag zusammen rum, die ganze Zeit also ...“ (P1)

Andererseits können auch *unterschiedliche* Personen für unterschiedliche Aktivitäten „gewählt“ werden.

„Ich geh mit E. meistens zusammen in die Uni, weil wir dieselben Vorlesungen haben.“ (P12)

„S. zum Beispiel, also mein Mitbewohner, kocht öfters für mich, weil ich da so untalentiert bin.“ (P9)

Nicht selten ist es auch die *Passivität* anderer, die eine nur zum Teil stattfindende Vernetzung der Mitbewohner bedingt und wodurch sich Beziehungen zueinander in unterschiedliche Richtungen entwickeln. Berner und Rentzsch betiteln jene Bewohner, die kaum am gesellschaftlichen Leben im Stockwerk teilnehmen und deshalb als „Fremde“ wahrgenommen werden, obwohl sie eigentlich Nachbarn sind, auch als „Phantome“ (vgl. Berner; Rentzsch 1989, S. 164).

„Also es gibt immer ein paar Aktive und ein paar Leute, die sich überhaupt nicht am Wohnen beteiligen, das heißt also mit fünf Leuten, oder wir fünf sag ich mal sind dann halt so’n Kreis der sich auch unterhält oder zusammen in die Küche setzt, und die anderen kommen eigentlich, wenn überhaupt, kommt man da nur mal zum Hallo oder so.“ (P1)

Der Einfluss von WOMIKO. Das Projekt WOMIKO soll besonders eine Basis dafür bilden, dass sich Kommilitonen in Studienangelegenheiten gegenseitig unterstützen. Dies findet auch statt. Dass das Wohnen mit Kommilitonen mitunter als Ursache für die Entstehung von Freundschaften gesehen wird, lässt vermuten, dass, wenn Kommilitonen gemeinsam in einer Wohneinheit leben, es sich durchaus positiv auf die Beziehungsentwicklung auswirkt und darüber sogar persönliche Beziehungen entstehen können.

„Und über WOMIKO habe ich die Freunde kennengelernt und über die wieder die anderen neuen. Und es hat sich dann ein richtiger großer Freundeskreis aufgebaut und dann kamen ja immer alle hierher und das war so wie der Treffpunkt hier in der WG. Ich bin echt froh, dass es so gekommen ist.“ (P6)

Schlussendlich ist festzuhalten, dass diese Darstellung von Beziehungsqualitäten nicht repräsentativ für alle Dresdner Studentenwohnheime ist. Aber es konnte aufgezeigt werden, dass auch persönliche Beziehungen in Form von Freundschaften – unter Berücksichtigung verschiedener Einflussfaktoren – tendenziell möglich sind.

Faktoren, die die Entwicklung persönlicher Beziehungen erschweren

Fluktuation. Der personale Bestand eines Wohnheims ist sehr dynamisch. Im Zusammenhang mit der zeitlichen Begrenzung der Studiendauer verlässt etwa ein Viertel aller Bewohner jedes Jahr das Wohnheim, woraufhin neue Studierende einziehen. Zeitliche Möglichkeiten zur Stabilisierung einer „Binnenstruktur“ sind also kaum gegeben, wenn eine hohe Fluktuation vorherrscht (vgl. Hoffmann 1976, S. 33). Die Befragten äußern sich zur Fluktuation zwar neutral, benennen diesen Aspekt aber bei der Beschreibung des Zusammenlebens sowie der Einschätzung der Beziehungen, woraus sich schließen lässt, dass ein häufiger Wechsel von Mitbewohnern die Entwicklung sozialer Beziehungen einschränken bzw. behindern kann.

„Wie gesagt, je öfter das wechselt, desto weniger kennt man sich und desto mehr wird das dann so ein Selbstläufer.“ (P12)

Wochenendheimfahrer. Als hinderlich beim Aufbau persönlicher Beziehungen werden die sogenannten „Wochenendheimfahrer“ empfunden, die häufig freitags bis sonntags den Hochschulort verlassen, um in ihre Heimat zu fahren.

„Ja, es gibt immer diese Leute, was mich sehr stört ist, dass viele am Wochenende immer nach Hause fahren. [...] Die fahren dann wirklich Freitagmittag nach der Uni nach Hause und kommen Sonntag mit dem letzten Zug wieder hier an, um hier die Zeit unter der Woche zu verbringen. Find ich sehr schade.“ (P12)

Hier greifen die Punkte eines fehlenden gemeinsamen Zeitkontingents innerhalb der Beziehung sowie damit verbundene fehlende gemeinsame Aktivitäten ineinander und führen zur Distanz zwischen den Mitbewohnern.

Das Wochenende, als Gegenstück zu den arbeitsausgefüllten Wochentagen, wird als Raum begriffen, der „besonders“ ist und in dem man Beziehungen „pflegen“ kann. Treffen dazu auch noch unterschiedliche Ansichten zu diesem Thema aufeinander, schwingt die Enttäuschung bei dem „Nicht-Wochenendheimfahrer“ mit.

„Mit E. zum Beispiel war ich noch nie am Wochenende weg, weil er jedes Wochenende zu Hause ist. Dadurch fällt das dann weg. Hab ich schon 1000 Mal versucht ihm irgendwie nahezu legen, mal hier zu bleiben, hat er bisher aber nicht so angenommen.“ (P12)

3.4.8. Wohneinheitsübergreifende Kontakte im Wohnheim

An dieser Stelle sollen die Aussagen zu den Beziehungen innerhalb des *gesamten Wohnheims* zusammengefasst werden.

Kennlerner situationen. Das Projekt WOMIKO ist so konzipiert, dass die einzelnen Wohnheime bestimmten Fakultäten bzw. Hochschulen zugeordnet sind und sich somit Kommilitonen innerhalb eines Wohnheims befinden, auch wohneinheitssübergreifend. Dies bildet eine entscheidende Basis beim Knüpfen sozialer Kontakte im Studentenwohnheim. Die Befragten schildern die typische Kennlerner situation so, dass man eine Person sowohl von der Universität als auch aus dem Wohnheim kennt, was wiederum Sicherheit mit sich bringt und den Kontaktaufbau erleichtert, zumal man über das Thema „gemeinsamer Studiengang“ (verbunden mit gemeinsamen Veranstaltungen, Prüfungen etc.) einen Gesprächseinstieg findet.

„Da kommt man ganz schnell ins Gespräch über Uni und so.“ (P6)

Der Kennlernort ist dabei nicht zwingend das Wohnheim, sondern variiert individuell zwischen Wohnheim, Fahrstuhl oder Campus, soweit man die Person bereits mehrfach gesehen hat und diese sowohl als Kommilitonen als auch als Wohnheimbewohner einordnen kann.

„Und deswegen war es für mich elementar wichtig, gleich von Anfang an, Leute anzusprechen. Das habe ich gemacht, vorm Wohnheim, im Wohnheim, auf dem Campus und habe jetzt sehr sehr viel auch mit den Leuten hier aus dem Wohnheim zu tun. Ich kenne die gesamte WG unter mir, ich kenne mehrere 7er-WGs und so weiter, auf allen Etagen quasi. Das ist super.“ (P5)

„Im Fahrstuhl so ganz unverbindlich, redet man. Dann kann es sein, dass man in der Vorlesung wieder miteinander spricht und sich irgendwann auf einer Party trifft und da lernt man jemanden kennen auf Dauer. So ist es in der Regel. Einmal im Wohnheim, weil man die Leute aus der Vorlesung kennt. Oder in der Vorlesung, weil man die Leute aus dem Wohnheim kennt.“ (P8)

Nähe/Propinquity. Wie bereits beschrieben, spielt die gegebene Nähe der Kommilitonen eine wichtige Rolle für die Entwicklung sozialer Kontakte und eine noch wichtigere für die Konstanz freundschaftlicher Beziehungen im Wohnheim, denen Flexibilität und geringe Hürden bezüglich der Kosten in Form von Zeit und Weg zugrunde liegen. Auch wenn die Befragten nicht zu allen Kommilitonen eine Beziehung aufbauen, so wissen sie doch zumindest um deren Existenz und um den Fakt, dass man zusammen in einem Haus wohnt. Vermuten ließe sich dahinter ein noch unausgeschöpftes „Beziehungspotenzial“ im Sinne von *„Man könnte ja mal gemeinsam...“*.

„Kennengelernt auf jeden Fall, ja. Ich weiß nicht von jedem hier auf der Etage, wo er wohnt, aber viele sind ja auch einfach Kommilitonen, zum Beispiel auf der Etage ist noch ne 3er WG, die studieren auch alle Lebensmittelchemie, die kenn ich auch alle gut. Und das ist noch bei diversen anderen Etagen so, dass da Kommilitonen sind.“ (P12)

„Und dann lernt man schnell Leute kennen. Also schon so ein kleines Netz hier im Wohnheim, das sich dann aufspinnt.“ (P8)

Gegenseitige Unterstützung. So wie es das Konzept des WOMIKO-Projektes vorsieht, finden gegenseitige Unterstützungen innerhalb eines Wohnheims unter den Kommilitonen statt, sofern diese Kontakte bereits geknüpft wurden, was v.a. der persönlichen Motivation oder persönlichen Charaktereigenschaften geschuldet ist als weniger dem Wohnheimtutor, der in nahezu keinem Interview erwähnt wird.

„Wir hatten zum Beispiel im ersten Semester ne Lerngruppe gemacht, also ein paar von hier oben im Wohnheim und auch hier. Und da hatten wir in einer Prüfung eine Lerngruppe gemacht, das war ganz gut.“ (P6)

„Also, ich bin ja generell ein relativ kontaktfreudiger Mensch. Ja, das ist schon ein guter Punkt. Dadurch dass ich hier in der WG nicht so die Bezugspersonen habe. [...] Und deshalb ist es eben schon wichtig gewesen, überhaupt Leute aus dem Wohnheim zu kennen.“ (P5)

Beziehungsqualitäten. Vorrangig sind es die flüchtigen Kontakte oder Bekanntschaften, die die Beziehungen von Bewohnern eines Studentenwohnheims charakterisieren.

„Das sind dann mehr so Bekanntschaften, also Freunde eher nicht. Aber Bekanntschaften, mit denen man über das oder das reden kann. Hauptsächlich Uni-Zeug.“ (P8)

Welche Vorteile dieser Beziehungsmodus hinsichtlich des Informationsflusses bergen kann, wurde bereits dargestellt.

Zudem sind es aber auch freundschaftliche Beziehungen, die innerhalb eines Studentenwohnheims entstehen. Diese Beziehungsform geht nicht nur mit gegenseitigen Hilfeleistungen in Studienangelegenheiten einher, sondern auch mit gemeinsamen Aktivitäten.

„Ja, auf jeden Fall. Wie gesagt, wir gehen zusammen am Wochenende weg. Wir gehen ins Kino, wir gehen essen, wir kochen zusammen, man lernt zusammen, man redet über private Sachen miteinander. Das sind wirklich Freunde geworden. Auf jeden Fall. Man hat sie ja dann irgendwann im Facebook, man tauscht Handynummern, man ruft sich an, hey wie geht's, was machst du heute noch, und so weiter. Ja, das sind Freunde geworden. Nicht alle, aber viele.“ (P5)

„Wir sind einfach gute Freunde geworden. Wir gehen öfters zu Partys, Nachtleben eben. Mit M. habe ich noch mehr Uni zusammen. Ein paar Vorlesungen auf jeden Fall. Dann zum Beispiel eben nicht nur im Nachtleben, sondern so allgemein, Freizeit. Also wir machen keinen großen Unterschied zwischen den beiden, weil, die sind fast wie Mitbewohner, sie landen sehr regelmäßig hier. Sie brauchen auch Platz im Kühlschrank durch ihr Bier und sind für mich fast wie Mitbewohner und dementsprechend behandle ich sie auch.“ (P9)

Der Einfluss von WOMIKO. Schlussendlich lassen sich folgende Aussagen bezüglich des Einflusses von WOMIKO konstatieren: Ähnlich wie in den einzelnen Wohngemeinschaften ist es auch innerhalb des Wohnheims um das Bewusstsein über das Projekt WOMIKO bestellt. Der Leitfaden warf die explizite Frage danach auf, ob man um die Projekt-Teilnahme der Wohnheimbewohner wüsste, zu denen man auch Kontakte pflegt. Unabhängig von der Intensität der persönlichen Beziehungen, konnte keiner der Befragten mit entscheidender Sicherheit sagen, dass der- oder diejenige ein „WOMIKO“ ist.

I: „Mhm. Weißt du, ob das auch Studierende vom WOMIKO-Projekt sind, mit denen du jetzt hier im Wohnheim zu tun hast?“

P7: „Puh, keine Ahnung. Darüber unterhalten wir uns ehrlich gesagt nicht.“

Daher lässt sich die Bilanz ziehen, dass sich das Projekt in der Praxis durchaus etabliert hat und Effektivität aufzeigt, aber unbewusst wirkt. D.h., dass sich die Kommilitonen sowohl innerhalb der Wohneinheiten als auch des Wohnheims kennen und kennenlernen, sogar intensive Beziehungen aufbauen, ihnen aber nicht (immer) bewusst ist, dass dies dem Projekt zu verdanken ist, welches die Zusammensetzungen von Studierenden innerhalb eines Wohnheims festlegt. Hinzu kommt, dass das Projekt selten oder gar nicht thematisiert wird, so dass auch im Gespräch zwischen den Bewohnern kein Bewusstsein dafür erzeugt werden kann. Nichtsdestotrotz sind es die „Ergebnisse“ in Form positiver Beziehungstendenzen, die entscheidend dafür sind, dass die Befragten sich in ihrem Wohnheim wohlfühlen.

3.4.9. Feedback zum Projekt

WOMIKO – „Das ist für mich Mentoring.“ Was, ganz im Sinne der Projektkonzeption, von den Studierenden gewünscht wird, ist das Zusammenwohnen mit Kommilitonen entweder desselben Jahrgangs in einem Studienfach oder auch das Zusammenwohnen von verschiedenen Semestern, sodass eine Art Mentoringcharakter entstehen kann.

„Dann hilft es, wenn man Leute hat, die entweder gerade dasselbe machen oder die es schon gemacht haben.“ (P8)

„Ich würde auf jeden Fall wirklich immer versuchen, jemanden aus einem höheren Semester einer Studienrichtung mit einem Jüngeren einer Studienrichtung zusammenzutun, das ist wirklich dieses Helfen. Man hat Prüfungen geschafft, man hat Bücher, die man auch verkaufen kann. Das ist dieses ständige Weitergeben von Informationen, das würde ich gut finden.“ (P5)

Konstellationen in der Wohneinheit – „Bitte nicht nur Kommilitonen!“

Die Konstellationen von „WOMIKOs“ und „Nicht-WOMIKOs“ innerhalb der Wohngemeinschaften hängen stark mit den gegebenen Räumlichkeiten zusammen. In kleineren Wohngemeinschaften sollten mindestens zwei Kommilitonen zusammen wohnen, um dem Konzept des Projektes gerecht zu werden, so die Aussage der Interviewten. Die Enttäuschung der Studierenden darüber, wenn dies nicht der Fall ist, bestätigt dies.

„Das wäre ein Widerspruch zum WOMIKO-Projekt an sich, wenn man nicht mit anderen vom gleichen Studiengang zusammen wohnt.“ (P9)

„Ich dachte mir eigentlich, dass ich, wenn ich das ankreuze, wirklich mit Leuten zusammen wohne, die das gleiche studieren wie ich. Das es nur auf das Wohnheim an sich bezogen ist, konnte ich mir in dem Fall nicht denken.“ (P5)

In großen Wohneinheiten finden beide „Typen“ Platz, was von den Befragten durchaus auch als positiv bewertet wird, um „den Blick über den Teller- rand“ zu gewährleisten.

„Und es ist auch immer schön, sich mit Leuten zu unterhalten, die einfach nicht dasselbe machen, wie man selber. Das ist schon ganz gut, dass hier teils Leute aus anderen Fachrichtungen mit sind.“ (P8)

„Das ist schon gut, wenn ab und zu mal fachfremde Leute hier sind und das ein bisschen aufgelockert wird und man ein bisschen von anderen Studiengängen erfährt, was die machen. Aber an sich finde ich es extrem gut.“ (P6)

4. WOMIKO – Ein Erfolgsmodell!

Obgleich der Schwerpunkt dieser Diplomarbeit auf der Untersuchung der persönlichen Beziehungen in Studentenwohnheimen lag, bildete das WOMIKO-Projekt den entscheidenden Rahmen bzw. die Basis für die Untersuchungen. Deshalb soll abschließend ein Feedback an das Projekt gegeben werden.

Es besteht – eher unerwartet – kein eindeutiges Wissen bei den Befragten, wer sich in ihrer Wohneinheit oder ihrem Wohnheim an dem Projekt WOMIKO beteiligt hat. Auf „bewusster Ebene“ ist für die Studierenden nur

der Fakt entscheidend, ob und dass sie mit Kommilitonen zusammen wohnen, unabhängig davon, ob der- oder diejenige Teilnehmer von WOMIKO ist. Aus den Ergebnissen lässt sich somit die Bilanz ziehen, dass das Projekt hinsichtlich seiner Idee und Konzeption effektiv ist, aber „unbewusst“ wirkt. Das heißt, dass sich die Kommilitonen sowohl innerhalb der Wohneinheiten als auch des Wohnheims kennen und kennenlernen, auch intensive Beziehungen aufbauen, ihnen aber nicht gegenwärtig ist, dass dies dem Projekt WOMIKO zu verdanken ist. Hinzu kommt, dass das Projekt selten oder gar nicht thematisiert wird. Nichtsdestotrotz sind es die „Ergebnisse“ in Form sozialer Vernetzungen, die dazu führen, dass die Befragten sich in ihrem Wohnheim wohlfühlen und der Grundgedanke des Projektes damit auch „funktioniert“. Offen bleibt, ob dieses Bewusstsein überhaupt „aktiv“ geschaffen werden muss?

Unabhängig von den persönlichen Erfahrungen der Studierenden, wird das Konzept WOMIKO durchgängig als positiv empfunden. Das Projekt bildet durch das Zusammenbringen der Kommilitonen die Basis für eine positive Beziehungsgestaltung der Studierenden in den Wohnheimen – in Form von Unterstützungsbeziehungen, funktionierenden/effektiven Lerngruppen sowie Freundschaften. Wie die Befragten diese Basis nutzen, d.h. ob Vernetzungen stattfinden und wie sich darüber persönliche Beziehungen individuell ausgestalten, wird besonders durch die Eigeninitiative der Studierenden, aber auch durch zahlreiche weitere Faktoren beeinflusst.

In Anlehnung an die dargestellten Untersuchungsergebnisse und auch in Anbetracht dessen, dass das Projekt sich erst seit knapp drei Jahren in der Umsetzungsphase befindet, muss das große Potenzial von WOMIKO in den Vordergrund gestellt werden. Eine „optimale Umsetzung“ des „Wohnens mit Kommilitonen“ in Dresden ist ein zeitlicher Prozess, dessen weitere Entwicklungstendenzen sich in der Zukunft zeigen werden.

Literatur- und Quellenverzeichnis

Ahrens, J.: Zur Sozialisationssituation von Studenten. Ein empirischer Beitrag zur Analyse von Sozialisationseffekten bei Hamburger Studenten. Hamburg: Schultze 1972.

Andritzky, M.; Selle, G.: Lernbereich Wohnen. Didaktisches Sachbuch zur Wohnumwelt vom Kinderzimmer bis zur Stadt. Historische Wohnweisen, politisch-ökonomische Bedingungen, Wohnraum und Wohnung, Wohnverhalten. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH 1987.

Argyle, M.; Henderson, M.: Social support by four categories of work colleagues: relationships between activities, stress and satisfaction. In: Journal of Occupational Behavior Jg. 6/1985, S. 213-230. In: Heidbrink, H.; Lück, H. E.; Schmidtman, H. (Hrsg.): Psychologie sozialer Beziehungen. Stuttgart: Kohlhammer 2009.

Argyle, M.; Henderson, M.: Die Anatomie menschlicher Beziehungen. Spielregeln des Zusammenlebens. Paderborn: Junfermann 1986.

Auhagen, A. E.; Salisch, M. von: Zwischenmenschliche Beziehungen. Göttingen: Hogrefe 1993.

Badura, B.: Zur sozialepidemiologischen Bedeutung sozialer Bindung und Unterstützung. In: Badura, B. (Hrsg.): Soziale Unterstützung und chronische Krankheit. Zum Stand sozialepidemiologischer Forschung. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1981, S. 13-39.

Bebber, F. van (2011): Neue Heimat. URL: http://www.studentenwerke.de/pdf/DSWJournal_2_11.pdf – Download vom 17.04.2012.

Berner, H.; Rentzsch, S.: Freiheit und Geborgenheit. Studentisches Wohnen und psychische Erfahrung. Weinheim: Deutscher Studien Verlag 1989.

Böhnisch, L.: Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung. Weinheim; München: Juventa Verlag 2005.

Bohnsack, R.; Marotzki, W.; Meuser, M.: Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. Opladen: Budrich 2006.

Breckner, I.; Schaubert, A.; Schmals, K. M.: Soziologie des Wohnens. Band 8, München: Sozialforschungsinstitut München e.V., Soziologenkorrespondenz 1981.

Buch, A. (2010): WOMIKO. Was ist das? Ein Erfahrungsbericht aus dem Pilotprojekt. URL: <http://www.studentenwerk-dresden.de/wirueberuns/spiegel-ei-artikel-792.html> – Download vom 17.04.2012.

Byrne, D.: The attraction paradigm. In: Jonas, K.; Stroebe, W.; Hewstone, M. (Hrsg.): Sozialpsychologie. Eine Einführung. Heidelberg: Springer Medizin Verlag 2007, S. 338.

Diewald, M.: Soziale Beziehungen: Verlust oder Liberalisierung? Soziale Unterstützung in informellen Netzwerken. Berlin: Edition Sigma 199.

Festinger, L.; Schachter, S.; Back, K.: Social pressures in informal groups. A study of human factors in housing. In: Jonas, K.; Stroebe, W.; Hewstone, M. (Hrsg.): Sozialpsychologie. Eine Einführung. Heidelberg: Springer Medizin Verlag 2007, S. 336.

Fischer, C. S.: To dwell among friends. Personal networks in town and city. In: Hollstein, B. (Hrsg.): Grenzen sozialer Integration. Zur Konzeption informeller Beziehungen und Netzwerke. Opladen: Leske und Budrich 2001(a), S. 127.

Fischer, C. S.: What do we mean by 'friend'? An inductive study. In: Hollstein, B. (Hrsg.): Grenzen sozialer Integration. Zur Konzeption informeller Beziehungen und Netzwerke. Opladen: Leske und Budrich 2001(b), S. 97.

Flade, A.: Wohnen psychologisch betrachtet. Bern; Stuttgart; Toronto: Verlag Hans Huber 1987.

Focus online (2011): Zu viel Nähe. URL: http://www.focus.de/gesundheit/gesundleben/stress/tid16580/psychostress-zu-viel-naeheid_aid_463046.html – Download vom 09.02.2012.

Friebertshäuser, B.; Langer, A.: Interviewformen und Interviewpraxis. In: Friebertshäuser, B.; Langer, A.; Prengel, A. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim; München: Juventa Verlag 2010, S. 437-456.

Heidbrink, H.; Lück, H. E.; Schmidtman, H.: Psychologie sozialer Beziehungen. Stuttgart: Kohlhammer 2009.

Henning, M. (2004): Gruppe und Interaktion. URL: www.marinahennig.de/PowerPoint/Gruppe%20und%20Interaktion.ppt – Download vom 21.02.2012.

Henning, M. (2005): Sind moderne Freundschaften differenzierte Freundschaften? Eine netzwerkanalytische Untersuchung. URL: <http://www.marinahennig.de/PDF-Dateien/Freundschaftsbeziehungen.pdf> – Download vom 21.02.2012.

Hildenbrand, B.: Fallrekonstruktive Familienforschung. Anleitungen für die Praxis. In: Lenz, K.; Nestmann, F. (Hrsg.): Handbuch Persönliche Beziehungen. Weinheim; München: Juventa 2009, S. 10.

Hoffmann, A.: Typenstudie Wohnheimstudent. In: Sächsisches Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst (Hrsg.): Studentisches Wohnen in Sachsen. Eine Zwischenbilanz. Dresden: o. V. 1995, S. 21.

Hoffmann, A.: Der Student im Wohnheim. Der Einfluss der Bedingungen des Wohnheims auf die sozialistische Persönlichkeitsentwicklung der Studenten. Eine sozialwissenschaftliche Untersuchung. Berlin: Institut für Hochschulbildung 1976.

Hogg, M.: The social psychology of group cohesiveness. In: Lenz, K.; Nestmann, F. (Hrsg.): Handbuch Persönliche Beziehungen. Weinheim; München: Juventa 2009, S. 102.

Hogg, M.: Group processes. In: Lenz, K.; Nestmann, F. (Hrsg.): Handbuch Persönliche Beziehungen. Weinheim; München: Juventa 2009, S. 102.

Hollstein, B.: Grenzen sozialer Integration. Zur Konzeption informeller Beziehungen und Netzwerke. Opladen: Leske und Budrich 2001.

House, J. S.: Work stress and social support. In: Jonas, K.; Stroebe, W.; Hewstone, M. (Hrsg.): Sozialpsychologie. Eine Einführung. Heidelberg: Springer Medizin Verlag 2007, S. 333.

Verfügungen und Mitteilungen des Ministeriums für Hoch- und Fachschulwesen: Investitionsvorbereitung und Projektierung von Studentenwohnheimen. In: Hoffmann, A. (Hrsg.): Der Student im Wohnheim. Der Einfluss der Bedingungen des Wohnheims auf die sozialistische Persönlichkeitsentwicklung der Studenten. Eine sozialwissenschaftliche Untersuchung. Berlin: Institut für Hochschulbildung 1976, S. 23.

Jonas, K.; Stroebe, W.; Hewstone, M.: Sozialpsychologie. Eine Einführung. Heidelberg: Springer Medizin Verlag 2007.

Korczak, D.: Neue Formen des Zusammenlebens. Erfolge und Schwierigkeiten des Experiments „Wohngemeinschaft“. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1979.

Lenz, K.; Nestmann, F. (Hrsg.): Handbuch Persönliche Beziehungen. Weinheim; München: Juventa 2009.

Lenz, K.; Wagner, B.: Wie Studenten wohnen wollen. In: Sächsisches Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst (Hrsg.): Studentisches Wohnen in Sachsen. Eine Zwischenbilanz. Dresden: o. V. 1995, S. 77-129.

Lickel, B. [u.a.]: Varieties of groups and the perception of group entitativity. In: Jonas, K.; Stroebe, W.; Hewstone, M.: Sozialpsychologie. Eine Einführung. Heidelberg: Springer Medizin Verlag 2007, S. 415.

Mayring, P.: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim; Basel: Beltz Verlag 2010.

Melbeck, C.: Nachbarschafts- und Bekanntschaftsbeziehungen. In: Auhagen, A. E.; Salisch, M. von (Hrsg.): Zwischenmenschliche Beziehungen. Göttingen: Hogrefe 1993, S. 235-253.

Müller, H.: Jugend und Wohnen. Wohnbedürfnisse junger Menschen, Bedeutungswandel des Wohnens, Entwicklungen des Wohnungsmarktes, Jugendhilfe und Wohnen. Jugendsoziologische, wohnungs- und jugendhilfepolitische Anmerkungen. Arbeitspapiere aus der wissenschaftlichen Begleitung zum Modellprogramm Arbeitsweltbezogene Jugendsozialarbeit des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. München; Rackwitz: Rohde 1995.

Müller-Teusler, S. (2008): Was bedeutet „Wohnen“? URL: http://www.autismus-oberbayern.de/downloads/tagung_wohnen/1_was_bedeutet_wohnen.pdf – Download vom 20.04.2012.

Neidhardt, F.: Studenten im internationalen Wohnheim. Gruppendynamik und Sozialisation. In: Berner, H.; Rentzsch, S. (Hrsg.): Freiheit und Geborgenheit. Studentisches Wohnen und psychische Erfahrung. Weinheim: Deutscher Studien Verlag 1989, S. 14.

Nestmann, F.: Die alltäglichen Helfer. Theorien sozialer Unterstützung und eine Untersuchung alltäglicher Helfer aus vier Dienstleistungsberufen. Berlin; New York: Walter de Gruyter 1988.

Nestmann, F.; Kupfer, A.; Simon, R.: Evaluation des Projektes WOMIKO „Wohnen mit Kommilitonen“. Auswertung des Online-Fragebogens. Unveröffentlichter Projektbericht der Technischen Universität Dresden. Dresden: o.V. 2011.

Pohl, R.; Voss, K.: Wohngemeinschaften in Braunschweig. In: Peuckert, R. (Hrsg.): Familienformen im sozialen Wandel. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2008, S. 83.

Rechtien, W.: Gruppendynamik. (Un)persönliche Beziehungen. In: Lenz, K.; Nestmann, F. (Hrsg.): Handbuch Persönliche Beziehungen. Weinheim; München: Juventa 2009, S. 101-122.

Reggentin, H.; Dettbarn-Reggentin, J.: Demenzkranke in Wohngruppen betreuen und fördern. Stuttgart: Kohlhammer 2006.

Richter, P. G.: Architekturpsychologie. Eine Einführung. Lengerich [u.a.]: Pabst Science Publishers 2004.

Roland (2010): Ethify your Life. URL: <http://ethify.org/content/life> – Download vom 05.03.2012.

Sächsisches Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst: Studentisches Wohnen in Sachsen. Eine Zwischenbilanz. Dresden: o.V. 1995.

Schauer, H.; Starke, K.: Jugendlexikon. Jugend im Studium. Leipzig: VEB Bibliographisches Institut 1987.

Schmidt-Denter, U.: Soziale Entwicklung. Ein Lehrbuch über soziale Beziehungen im Laufe des menschlichen Lebens. Weinheim: Psychologie Verlags Union 1996.

Schulze-Steinmann, L. (2004): Die eigenen vier Wände und warum ein Einkaufswagen ein guter Tisch sein kann. URL: http://www.integrationshilfen-bethel.de/uploads/_downloads/schulzesteinmann0407.pdf – Download vom 01.03.2012.

Simmel, G.: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. In: Hollstein, B.: Grenzen sozialer Integration. Zur Konzeption informeller Beziehungen und Netzwerke. Opladen: Leske und Budrich 2001.

Solle, R.: Der feldtheoretische Ansatz. In: Hoffmann, A. (Hrsg.): Der Student im Wohnheim. Der Einfluss der Bedingungen des Wohnheims auf die sozialistische Persönlichkeitsentwicklung der Studenten. Eine sozialwissenschaftliche Untersuchung. Berlin: Institut für Hochschulbildung 1976, S. 19.

Speck, O.: Wohnen als Wert für ein menschenwürdiges Dasein. In: Fischer, U. [u.a.] (Hrsg.): Wohlbefinden und Wohnen von Menschen mit schwerer geistiger Behinderung. Berliner Beiträge zur Pädagogik und Andragogik von Menschen mit geistiger Behinderung. Band 6, Reutlingen: Diakonie-Verlag 1998, S. 19-42.

Studentenwerk Dresden (2010): Auswertung Umfrage zur Wohnzufriedenheit URL: http://uw.studentenwerk-dresden.de/wohnumfrage.php?view=uw2010_vdresden#f46 – Download vom 14.05.2012.

Studentenwerk Dresden (2011): Zahlen über das Studentenwerk. URL: <http://www.studentenwerk-dresden.de/wirueberuns/inzahlen.html> – Download vom 29.02.2012.

Studentenwerk Dresden (2012): Zuordnung der Wohnheime nach WOMIKO. URL: <http://www.studentenwerk-dresden.de/wohnen/womiko.html> – Download vom 29.02.2012.

Studentenwerk Dresden (2012): Fragen und Antworten zum Thema Wohnen. URL: <http://www.studentenwerk-dresden.de/wohnen/faq.html> – Download vom 14.05.2012.

Studentenwerk Dresden (2011): Wohnheimkatalog. URL: http://www.studentenwerk-dresden.de/docs/wohnen/wohnheimkatalog_2011.pdf – Download vom 14.05.2012.

Studentenwerk München: Umfrage Freimann 1978. In: Berner, H.; Rentzsch, S. (Hrsg.): Freiheit und Geborgenheit. Studentisches Wohnen und psychische Erfahrung. Weinheim: Deutscher Studien Verlag 1989, S. 142.

Verbrugge, L. M.: The structure of adult friendship choices. In: Hollstein, B. (Hrsg.): Grenzen sozialer Integration. Zur Konzeption informeller Beziehungen und Netzwerke. Opladen: Leske und Budrich 2001, S. 97.

Wagner, W.: Uni-Angst und Uni-Bluff. Wie Studieren und sich nicht verlieren. Berlin: Rotbuch Verlag 1977.

Waszkewitz, B.: Mensch unter Menschen und wie sie einander begegnen. Eine Einführung in Verhalten, Psychologie und Organisation sozialer Phänomene. Stuttgart: Ibidem-Verlag 2006.

Witzel, A.: Das problemzentrierte Interview. In: Jüttemann, G. (Hrsg.): Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder. Heidelberg: Asanger 1989, S. 227-255.

Impressum

Herausgeber:	Studentenwerk Dresden Anstalt des öffentlichen Rechts Psychosoziale Beratungsstelle Fritz-Löffler-Straße 18, 01069 Dresden Telefon: 0351 4697-693 E-Mail: psb@studentenwerk-dresden.de www.studentenwerk-dresden.de
Redaktion:	Dr. Sabine Stiehler, Kristin Scheuner
Auflage:	300
Druck:	Union Druckerei Dresden GmbH
Stand:	Dezember 2012

